

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V.
(StuDeO)

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Richten Sie Ihre Beitrittserklärung bitte schriftlich an Sitara Mittag.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Einzelpersonen € 20 / US \$ 25 / CAN \$ 31

Ehepaare € 27 / US \$ 34 / CAN \$ 42 / juristische Personen € 75

Konto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)
Konto-Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30;
IBAN: DE63 2501 0030 0007 6023 08, BIC: PBNKDEFF

Konto in den USA Members in North America are requested to send payments in the form of checks – made out to Bernd W. Sandt – to Bernd W. Sandt, PhD,

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Überweisungsbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin Spendenbescheinigungen aus.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, richten Sie bitte an die Verwalterin Renate Jährling.

Impressum

HERAUSGEBER

REDAKTION

StuDeO-INFO
ISSN 1866-6434

Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 15. April / 15. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten.

Titelbild – Chinesisches Modegeschäft in Shanghai (1940/1941), Aquarell von Friedrich Schiff. Quelle: Gerd Kaminski: Der Blick durch die Drachenhaut. Friedrich Schiff: Maler dreier Kontinente, S. 49. Näheres siehe unsere Buchbesprechung S. 40.

StuDeO-Vorstand

VORSITZENDER

Dr. Alexander Röhreke

STELLV. VORSITZENDE

Archiv-Sammelstelle
Renate Jährling

SCHATZMEISTERIN

Elke Meller

MITGLIEDER-

VERWALTUNG

REDAKTION

Ernst-Dietrich Eckhardt

FOTOTHEK

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

Dr. Annette Biener

Dr. Siems Siemssen

Liebe Leserinnen und Leser!

Seit 1995 erhielten Sie regelmäßig drei Ausgaben des StuDeO-INFO im Jahr. Leider läßt sich dieser Rhythmus aus vielerlei Gründen nicht mehr aufrechterhalten.

Das bedeutet: Das September-Heft wird in diesem Jahr ausfallen, und künftig werden Ihnen nur noch zwei Hefte im Jahr zugehen, und zwar im Juni und im Dezember. Vielleicht wird das eine oder das andere dann etwas umfangreicher ausfallen können. Bitte haben Sie Verständnis.

Ihr Alexander Röhreke und Ihr Redaktionsteam Ernst-Dietrich Eckhardt und Renate Jährling

Schwieriger Beginn in der Fremde Norddeutsche Kaufleute erschließen den japanischen Markt 3. Teil

Peter Janocha

14. Der Übergang von Kniffler & Co. zu C. Illies & Co.

Mit dem Jahr 1880 begann für die Pionierfirma Kniffler & Co. ein neuer Abschnitt. Louis Kniffler zog sich aus dem aktiven Geschäft zurück, und Carl Illies übernahm die Firma, allerdings unter dem neuen Namen C. Illies & Co., mit Hauptsitz in Yokohama und einer Filiale in Kobe. Gustav Reddelien kehrte 1887 nach siebenundzwanzig Jahren Engagement in Japan nach Deutschland zurück und schied dann nach drei Jahren als letzter Pionier aus der Firma aus.

Bernhard Christian Carl Ludwig Illies wurde am 6. Dezember 1840 in Waren in Mecklenburg-Schwerin geboren, und nach seiner kaufmännischen Ausbildung in Neubrandenburg und Hamburg sammelte er erste Auslandserfahrungen in England. Die bereits mehrfach erwähnte Hamburger Firma Bollenhagen vermittelte ihn 1866 an Kniffler & Co. nach Yokohama. Schon 1868 stieg er zum Prokuristen und Filialleiter in Nagasaki auf, wechselte 1870 in ebendieser Funktion nach Kobe und wurde 1873 Teilhaber.

Wie SECO erschloß Illies & Co. erfolgreich das Geschäft mit staatlichen Stellen und konnte an Infrastrukturvorhaben, aber auch am Rüstungsgeschäft partizipieren. Um den Regierenden näher zu sein, wurde eine weitere Filiale in Tokyo gegründet. Illies lieferte z.B. das Baumaterial für die erste Eisenbahnbrücke über den Sumida-Fluß in Tokyo und ließ die Brücke Nijubashi, die zum Kaiserpalast führt, errichten, wobei er eine 150jährige Garantie gewährte. Außerdem war Illies

am Bau der zentralen Wasserversorgung für die Stadt Hakodate maßgeblich beteiligt. Allerdings galt es, die harte Konkurrenz der europäischen, ja deutschen Firmen, darunter auch H. Ahrens & Co., M. Raspe & Co. sowie C. Rohde & Co. zu bestehen. Aber auch die der japanischen Handelshäuser, die immer stärker mitmischten.

Illies & Co. gelang es, sich der zahlreichen Konkurrenten zu erwehren, überstand auch die Wirren zweier Weltkriege und ist heute eines der wichtigsten und größten deutschen Handelshäuser auf dem japanischen Markt. Die Firmengeschichte erschien zum 150jährigen Jubiläum im Jahr 2009 unter dem Titel „Handel ist Wandel“. Sie ist übrigens die erste umfassende Chronik eines deutschen Handelshauses in Japan.

Von den etwa vierzig bis fünfzig deutschen Firmen, die um die Jahrhundertwende in Japan mit Hauptstellen und Filialen vertreten waren, sollen nur zwei Handelshäuser noch kurz vorgestellt werden, die auch nach dem Ersten Weltkrieg noch auf dem japanischen Markt aktiv waren, und zwar H. Ahrens & Co. und Winckler & Co.

15. H. Ahrens & Co.

Hinrich Ahrens wurde am 21. Dezember 1842 in Falkenberg in der Nähe von Bremen geboren. Nach seiner kaufmännischen Lehre kam er über England und Südamerika nach Japan, ohne eine feste Anstellung. Bei der Firma Gütschow & Co. in Yokohama fand er dann doch schnell Arbeit. Der aus Mecklenburg stammende Gütschow war bereits 1859 nach Japan gekommen und hatte in Nagasaki

eine Firma gegründet, die er unter französischem Schutz betrieb. Als 1868 auch Tokyo immerhin partiell für Ausländer geöffnet wurde, und zwar in einem abgegrenzten Areal im Stadtteil Tsukiji, wo heute der berühmte riesige Fischmarkt beheimatet ist, machte Ahrens dort 1869 als erster Ausländer ein Geschäft auf, dem er den anspruchsvollen Namen „Europäisches Geschäft“ gab. In Wahrheit handelte es sich aber um eine Bretterbude, die noch nicht einmal einen vollständigen Schutz gegen Wind bot und als Büro, Lager und Wohnung diente. Aber sein Laden lief gut, er stellte zuerst einen japanischen Mitarbeiter ein, pachtete 1870 ein Grundstück, auf dem er ein Wohn- und Geschäftshaus errichten ließ, und nahm einen Partner auf. Dieser Partner, Martin Michael Bair, 1841 in Frankfurt am Main geboren, war nicht nur Geschäftsmann, sondern auch gesellschaftspolitisch in der deutschen Gemeinde engagiert. So war er eine Art Sprecher der deutschen Gruppe in Tsukiji, die 1871 allerdings nur aus zehn Personen in fünf Häusern bestand. Außerdem stellte Ahrens auf Empfehlung seines Bruders Georg Jakob Winckler, einen Kaufmannssohn aus Stade ein. Die Firma expandierte ständig, 1872 entstand eine Filiale in Yokohama, für die Ahrens mit Eberhard Schmid aus Stuttgart einen weiteren Teilhaber aufnahm. 1876 kam eine Filiale in Kobe hinzu.

Ahrens & Co. handelte mit allen Gütern, für die Nachfrage in Japan oder Deutschland bestand oder vermutet wurde. Die ersten und guten Gewinne machte die Firma mit dem Import von Büchern in deutscher und anderen europäischen Sprachen, ferner mit Schreibheften, Landkarten und Globen. Einen der ersten großen Buch-Aufträge erteilte das „Lehrinstitut für die deutsche Sprache“, das am 1. Januar 1870 in Tokyo gegründet wurde, denn für das Studium der Medizin und der Rechtswissenschaften waren inzwischen deutsche Lehrbücher unverzichtbar geworden. Außerdem handelte Ahrens u.a. mit Zement der Zementfabrik Alsen in Itzehoe, mit Waffen, Munition und Maschinen für die Herstellung von Schießpulver und Waffen und war ab 1870 mehr als zehn Jahre lang Agent der Firma Krupp.

1879 trennte sich Hinrich Ahrens von seinem Partner Bair, der seine eigene Firma gründete; 1883 schied auch Jakob Winckler aus der Firma aus und machte sich selbständig. Bereits 1872 hatte Ahrens eine Filiale in Berlin eingerichtet, die allerdings schon 1874 nach London verlegt und später zur Zentrale von Ahrens & Co. wurde.

Anfang 1882 kehrte Hinrich Ahrens mit seiner Familie nach Europa zurück, um die Leitung der Firmenzentrale in London zu übernehmen. Im Sommer 1886 reiste er noch einmal nach Japan, of-

fenbar um Unregelmäßigkeiten in der Filiale in Yokohama aufzuklären. Am 18. Oktober 1886 starb er dort überraschend im Alter von nur 43 Jahren; er hatte sich mit Cholera infiziert. Auf Yokohamas Ausländerfriedhof fand er seine letzte Ruhe.

Die Firma wurde von den Teilhabern und Angestellten unter dem neuen Namen „H. Ahrens & Co. Nachf.“ weitergeführt, blieb also nicht in Familienhand. Als im Jahre 1925 die Nachfolgefirma von der I. G. Farbenindustrie AG übernommen wurde, gingen die Bindungen endgültig verloren. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Firma von den Alliierten liquidiert. Sie wurde auch nicht wieder eröffnet, da kein familiäres Interesse bestand.

Die Vita von Hinrich Ahrens und die Geschichte seiner Firma hat Carolin Reimers ausführlich dargestellt in „Zeit ist Geld – Der Kaufmann Hinrich Ahrens und die Anfänge des deutschen Handels mit Japan“, Münster 2010.

16. Winckler & Co.¹

Jakob Winckler wurde 1851 in Stade als Sohn eines Lehrers geboren. Nach einer offenbar nicht kaufmännisch geprägten Ausbildung machte er sich 1870 auf den Weg nach Japan, um einen Posten in der wie gesagt 1869 gegründeten Firma H. Ahrens & Co. in Yokohama anzutreten. Dort wurde er zum Kaufmann geformt und zum Initiator des Exportgeschäfts, für das der Inhaber wenig Interesse zeigte. 1883 trennte er sich von Ahrens und gründete seine eigene Firma. Als Partner konnte er seinen Verwandten Ferdinand Danckwerts gewinnen, der damals bei einer Bank in Moskau arbeitete. Gemeinsam gründeten sie 1885 die Firma Winckler & Co., die sich auf den Export konzentrierte; so kaufte man z.B. Albatrossfedern in der Südsee, arbeitete sie auf und verkaufte sie nach Europa und Amerika als Schmuck für Damenhüte. Später wurden kunsthandwerkliche Gegenstände jeder Art, insbesondere Lackwaren, ein wesentlicher Bestandteil der Exportpalette. 1891 entstand eine Filiale in Kobe, deren Leitung Winckler übernahm, während Danckwerts in Yokohama blieb. Winckler kehrte 1895 nach Deutschland zurück und gründete in Hamburg eine Niederlassung, die später, als er 1911 in Hamburg starb, Danckwerts bis zu seinem Tode 1929 leitete. Jakob Winckler gilt als „Vater der japanischen Perlmutterknopf-Industrie“, denn er errichtete in Kobe die erste Perlmutterknopf-Fabrik in Japan, die zur Keimzelle der einheimischen Knopfindustrie wurde.

Mit Gustav Selig sen. stieg ein weiterer Verwandter von Danckwerts und Winckler in die Firma ein. Er wurde 1876 auf dem Rittergut Haldem

¹ Siehe StuDeO-INFO April, Sept. und Dez. 2008

in Ostwestfalen geboren; einen Teil seiner Jugend verlebte er bei seinen Tanten, den Schwestern seines Vaters, in Lüneburg. Nach seiner Kaufmannslehre in Hamburg lernte er am „Seminar für orientalische Sprachen“ in Berlin (gegründet 1887) ein Jahr lang Japanisch in Wort und Schrift. Im Oktober 1898 reiste er dann nach Japan, um bei Winckler & Co., angeleitet von seinem Onkel, zu arbeiten. Mit der Ausweitung der Handelsverbindungen auf Mittel- und Südamerika, Nordamerika und China wurde auch das Importgeschäft intensiviert. In Tsingtau entstand 1907 eine Niederlassung. 1912 wurde die Firma in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt, die im selben Jahr in Nagoya ein Büro einrichtete.

Der Ausbruch des Ersten Weltkriegs unterbrach auch bei Winckler & Co. das so erfolgreiche Japan-Engagement. Alle Büros mußten geschlossen, die Realvermögen zwangsverkauft und die Mitarbeiter entlassen werden. Erst 1920 durfte die Firma sich wieder in Kobe und Yokohama niederlassen, nicht lange bevor mit dem großen Kanto-Erdbeben 1923 der nächste Rückschlag kam. In jener Zeit wurde Gustav Selig Teilhaber. Trotz aller Probleme in den 1930er Jahren behauptete sich Winckler & Co. in Japan, und auch nach dem Zweiten Weltkrieg war sie als eine der ersten deutschen Firmen wieder auf dem Markt und gehört heute zu den angesehensten deutschen Handelshäusern in Japan. – Nebenbei bemerkt: Gustav Selig sen. ist der Großvater von Freya Eckhardt geb. Selig, Mitglied des StuDeO und der Deutsch-Japanischen Gesellschaft Schleswig-Holstein in Kiel; sie wurde 1940 in Kobe geboren.

17. Der deutsch-japanische Handel um die Wende zum 20. Jahrhundert und vor dem Ersten Weltkrieg

Die raschen Fortschritte bei der Modernisierung der japanischen Wirtschaft schlugen sich vor allem im Außenhandel nieder. Die Kriege gegen China 1895/1896 und Rußland 1904/1905, die Japan bekanntlich beide gewann, gaben insbesondere dem Handel mit der westlichen Rüstungsindustrie und den Zulieferindustrien kräftige Impulse. Da Japan seinen Bedarf noch nicht aus eigener Produktion decken konnte, mußte vieles importiert werden, sowohl Investitionsgüter zur Herstellung von Waffen und Munition als auch Kanonen, Gewehre etc., und von dieser gestiegenen

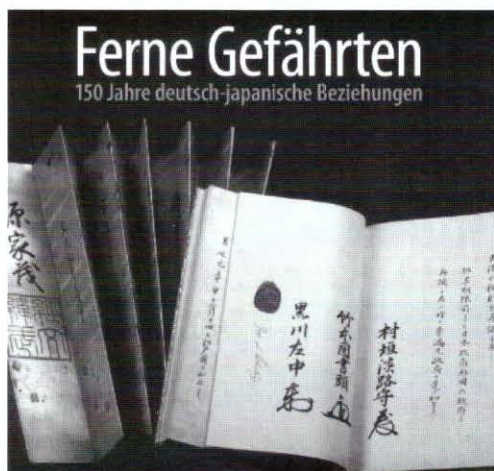
Nachfrage profitierten natürlich auch die deutschen Handelshäuser. Das im Jahre 1897 vom japanischen Parlament verabschiedete mehrjährige Flottenausbauprogramm löste zusätzliche Nachfrage aus.

Der deutsche Japanhandel konnte infolgedessen kräftige Zuwachsraten erzielen. Von 1900 bis 1913, also bis kurz vor Kriegsausbruch, stiegen die deutschen Exporte von knapp 50 Mio. Mark auf über 120 Mio. Mark; damit nahm Deutschland nach Großbritannien, den USA, China und Indien den fünften Rang unter den wichtigsten japanischen Handelspartnern ein. Die deutschen Importe aus Japan machten allerdings nur knapp 50 Mio. Mark aus. Drei Schifffahrtslinien verkehrten regelmäßig zwischen den Hansestädten Hamburg und

Bremen und den chinesischen bzw. japanischen Häfen. Hamburg entwickelte sich zum wichtigsten Hafen für den deutschen Japanhandel; hier wurden (1910) etwa zwei Drittel der Exporte abgefertigt und nahezu 80% der Importe angelandet.

Um die Jahrhundertwende erreichte die Zahl der deutschen Handelshäuser in Japan mit etwa fünfzig Firmen, davon etwa zwanzig allein in Yokohama, wohl

ihren Höhepunkt. Dennoch kann keine Rede davon sein, daß die deutschen Firmen den japanischen Außenhandel dominierten. Insbesondere britische und US-amerikanische Häuser waren zahlreicher auf dem dortigen Markt vertreten und bildeten eine ernste Konkurrenz. Aber auch die japanischen Handelshäuser hatten schnell dazugelernt und konkurrierten heftig mit den deutschen Firmen nicht nur auf dem japanischen Markt, sondern auch in Deutschland, zumal in Hamburg. Waren um 1890 noch 80% des japanischen Außenhandels in den Händen ausländischer Firmen, so sank dieser Anteil bis 1900 auf 60% und ging danach auch noch ständig weiter zurück. Die japanische Regierung unterstützte die einheimischen Unternehmen verständlicherweise nach besten Kräften. Eine sehr frühe und auch wirksame, wenn auch nicht gerade faire Maßnahme bestand u.a. in dem 1880er Erlaß der Regierung an ihre Behörden und das Militär, ausländische Waren



Preußisch-japanischer Handelsvertrag, 1861²

² Vordere Umschlagseite des empfehlenswerten Begleitbandes zur Sonderausstellung in den Reiss-Engelhorn-Museen Mannheim 2011. Regensburg: Verlag Schnell und Steiner, ISBN 978-3-7954-2570-8.

nur noch bei japanischen Firmen zu bestellen. Für einige kleine Firmen, die sich auf Geschäfte mit Behörden spezialisiert hatten, bedeutete dieses Verbot praktisch das Ende ihres Japan-Engagements, während größere und erfahrenere Firmen sich mit japanischen Partnern zu arrangieren oder „Strohmannen“ einzusetzen verstanden.

Als 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, lebten in Japan etwa 1.000 Deutsche, davon etwa 400 in Yokohama und Tokyo, 350 in Kobe und die übrigen 250 über das Land verteilt an verschiedenen anderen Orten wie etwa Nagasaki oder Niigata. Der schon mehrfach erwähnte Kurt Meissner berichtete in „Deutsche in Japan“: „Die deutsche Gemeinde in Kobe bestand ziemlich einheitlich aus Kaufleuten, die fast alle mit den gleichen Artikeln [...] handelten. Das Klubleben war sehr rege, der Klub Concordia (in Kobe) war eleganter als der Klub Germania (in Yokohama). Kobes Handel war größer als der von Yokohama, und die herrliche Umgebung hat den Kobe-Deutschen immer viel geboten, so daß kein „Kobe-Bauer“ freiwillig seinen Wohnsitz nach Yokohama, geschweige denn nach Tokyo verlegt hätte, das immer noch in den Augen der Kobe- und Yokohama-Residenten wie ein Verbannungsort angesehen wurde.“

Auch in Tokyo lebten um 1914 überwiegend Kaufleute, aber auch z.B. Ingenieure. Hier saßen auch die großen Handelshäuser Illies, Winckler und Leybold, die Firma von Kurt Meissner, sowie einige Firmen, die Vertretungen von großen deutschen Gesellschaften wie etwa Leitz oder Carl Zeiss innehatten, und schließlich die eigenständigen Werkvertretungen etwa von Siemens & Schuckert oder Mannesmann. Außerdem lebten hier und in der näheren Umgebung die Mitglieder der deutschen Botschaft und Pfarrer der evangelischen Ostasienmission, Schullehrer und Universitätsprofessoren (zum Teil) mit ihren Familien sowie katholische Geistliche. Gesellschaftlicher Mittelpunkt war die OAG, die „Deutsche Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens“, die 1873 in Japan überwiegend von den dort ansässigen deutschen Kaufleuten gegründet worden war.

18. Die Japan-Deutschen im Ersten Weltkrieg

Abschließend noch einige Anmerkungen zu dem Schicksal von in Japan ansässigen Deutschen bei und nach Kriegsausbruch. Unmittelbar nach den Kriegserklärungen in Europa begaben sich Anfang August 1914 118 deutsche Reservisten und Freiwillige nach Tsingtau. Meissner schrieb darüber: „Als die Japan-Deutschen abreisten, dachte das japanische Volk noch an keinen Krieg mit Deutschland, und viele Japaner bereiteten den abreisenden Deutschen auf dem Bahnhof von Kobe

einen Abschied, als ob es sich um ihre eigenen Soldaten handelte.“

Als Japan dann in den Krieg eintrat und sogleich mit der Belagerung von Tsingtau begann, dauerte es nur drei Monate, bis die Stadt kapitulierte³ und die Soldaten, die eben erst ausgezogen waren, wieder in Japan eintrafen, dieses Mal aber als Kriegsgefangene. Sie wurden wie die übrigen rd. 4.500 Mann auf mehrere Lager verteilt und blieben mehr als fünf (!) Jahre in japanischer Gefangenschaft.

Die in Japan ansässigen Deutschen konnten – unter bestimmten Einschränkungen – ihr bisheriges Leben weiterführen. Nach Ausreise der deutschen Diplomaten standen sie unter dem Schutz der schweizerischen Gesandtschaft. Jegliche geschäftliche Tätigkeit war allerdings verboten, und so mußten sie von ihren Ersparnissen leben. Trotz allem unterstützen viele Deutsche die Gefangenen in ihren Lagern mit Geld oder Geschenken und übernahmen für sie Besorgungen aller Art. Am besten hatten es die deutschen Lehrer bzw. Dozenten an japanischen Schulen und Universitäten; sie durften weiter arbeiten und erhielten ihr volles Gehalt zur freien Verfügung.

Die Meiji-Periode endete 1912, als Kaiser Mutsuhito starb. Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs endete die Blütezeit der deutschen Firmen, Wissenschaftler und Hochschullehrer. Japan hatte in den letzten vierzig Jahren so viel gelernt, daß es auf Hilfestellung aus dem Ausland nicht mehr angewiesen war. Es war zu einem gleichwertigen Wirtschaftspartner und mit den Siegen über China und Rußland auch zu einer respektierten Weltmacht geworden.

Biographischer Nachspann: Der Verfasser, langjähriger Vorsitzender der Deutsch-Japanischen Gesellschaft Schleswig-Holstein in Kiel, beschäftigt(e) sich seit seiner Promotion im Jahre 1965 beruflich wie nebenberuflich als Forscher und Buchautor mit Japan. Von 1970 bis zu seiner Pensionierung 2003 war er im Wirtschaftsministerium Schleswig-Holstein tätig, ab 1981 als Referatsleiter Außenwirtschaftspolitik. Er unternimmt als solcher, aber auch privat zahlreiche Reisen nach Japan, vielfach nach Kobe. Seiner Verdienste wegen wird er 2003 mit dem kaiserlichen „Orden vom Heiligen Schatz, goldene Strahlen“ ausgezeichnet.

³ Japan forderte das Deutsche Reich mit Ultimatum vom 15. August 1914 auf, das Pachtgebiet den japanischen Behörden zu übergeben. Sollten die Deutschen nicht darauf eingehen, werde Japan am 23. August den Krieg erklären, was auch geschah. Als Anfang November den eingeschlossenen Verteidigern die Munition ausging, erfolgte am 7. November schließlich die Kapitulation und die Besetzung durch die japanischen Truppen.

Die Wege nach Urga Geschäftsreisen in der Mongolei

Walter Bornhorst

Auszüge aus: „Im Lande des lebenden Buddha. 10 Jahre Kreuz- und Querfahrten in der Mongolei“ (99 Seiten). Der seinerzeit in Tientsin ansässige Walter Bornhorst gab seine Darstellung im Selbstverlag heraus und ließ sie 1943 in Vincenz Hundhausens Pappelsinsel-Werkstatt bei Peking herstellen. Im Vorwort erfährt man:



Walter Bornhorst

Ebd., S. 99

„[Der Verfasser] will ungezwungen erzählen, was er auf zahlreichen Reisen in einem sonderbaren Lande erlebt hat. Daß dieser Deutsche die Äußere Mongolei, ihre Bewohner, ihre Sitten und Gebräuche eingehender kennenlernte als mancher Forscher, erklärt

sich aus seinem Berufe als Pferdeaufkäufer, der ihn während zehn Jahren mit der Bevölkerung aufs engste in Verbindung brachte. Er hat ebenso die Umzüge des ‚Lebenden Buddha‘ in Urga gesehen wie die Teufelstänze der Lamas, er wohnte in mongolischen Jurten und nächtigte unter dem Himmel der Wüste Gobi.“

Lt. ADO 1939 vertrat Bornhorst zuletzt die Deutsche Handelsvereinigung Tientsin G.m.b.H. in Kalgan. Er war mit Helene geb. Wolf verheiratet, einer Tante der wohlbekanntesten Tientsiner Schüler Paulchen und Monika Wolf.

Mit dem Auto von Kalgan nach Urga¹

Während vieler Jahre bin ich auf drei verschiedenen Wegen von Tientsin nach Urga [*Ulan Bator*], der Hauptstadt der Äußeren Mongolei, gefahren. Der übliche Weg ist von Peking mit der Bahn, die auf Befehl der letzten Kaiserin von China von chinesischen Ingenieuren erbaut worden ist, nach Kalgan [*Zhangjiakou*]. Fahrplanmäßig dauert die Fahrt acht Stunden. Ich habe aber schon drei Tage zu dieser Strecke benötigt, wenn sich in dem Gebiet, das wir durchfuhren, gerade ein kleiner Bürgerkrieg austobte.

Von Peking zum Nankaupaß benötigt man zwei Stunden. Kurz darauf sieht man die große Chinesische Mauer, die in mächtiger Breite die Berge hinaufsteigt, als wenn es bei ihrem Bau überhaupt keine technischen Schwierigkeiten gegeben hätte.

Kalgan, das nicht viel mehr als 1.000 Kilometer von Urga entfernt liegt, war früher eine blühende Stadt, von der aus alle Geschäfte mit der Mongolei abgewickelt wurden. Im Sommer wie im Winter war sie das Ziel und der Ausgangspunkt von zahllosen Kamel- und Ochsenkarawanen. Heute wird immer mehr das Auto verwendet, sowohl für Menschen wie für wertvolle Waren. Ungeachtet der unglaublichen Wege ist es nichts Ungewöhnliches, auf dem einfachen, offenen Personenwagen 20 bis 24 Mitfahrende zu sehen. Ihr Gepäck und Bettzeug haben sie in die Mitte des Wagens gepackt, sie selbst sitzen mit baumelnden Beinen obendrauf. Das notwendige Benzin und Öl wird auf den Trittbrettern festgebunden.

Reist man im Sommer nach Urga, so hat man ständig Südwind im Rücken. Das heißt, Sand, Staub, Benzin- und Ölgerüche, die man sonst beim Fahren hinter sich läßt, hüllen das Auto ständig wie eine Wolke ein. Von einem Luftzug, der sonst bei jeder Fahrt erzeugt wird, ist nichts zu verspüren. Deshalb herrscht im Wagen eine unerträgliche Hitze. Alle halbe Stunde ruft der Chauffeur: „Das Wasser kocht!“ Dann sieht man eine Fontäne von Dampf und kochendem Wasser aus dem Kühler aufsteigen. Jetzt heißt es, das Auto drehen und abwarten, bis der Südwind das Wasser wieder etwas abgekühlt hat. Bis es endlich weitergeht, sitzt man schutzlos in der prallen Sonne.

Im Winter bläst ein so kalter Nordwind, daß er durch drei Schafspelze dringt. Die Tage sind sehr kurz, und da man nachts das Kühlwasser ablaufen lassen muß, damit es nicht einfriert, muß man unbedingt an einer Station halten, um morgens heißes Wasser zu bekommen, das die Maschine wieder in Gang bringt. Findige Chauffeure haben allerdings eine eigene Methode. Sie stellen eine Büchse mit brennendem Kuhmist, dem einzigen Brennstoff der Mongolei, darunter. Tatsächlich erfüllt dieses Verfahren sehr schnell seinen Zweck.

Gewöhnlich fährt man gegen Mittag von Kalgan ab, und zwar tun sich regelmäßig mehrere Autos zusammen, damit sie [*wohl eher die Chauffeure*] sich unterwegs bei Reparaturen aushelfen können.

¹ Ebd., S. 18-22, S. 24f.

Selbstverständlich kommt es bei den überladenen Wagen nicht selten vor, daß eine Achse bricht oder daß er aus einem anderen Grund festsetzt. Sobald man Kalgan verlassen hat, führt die Straße durch ein altes Flußbett, das etwa 50 Kilometer lang ist und langsam aufwärts steigt. Es führt zu einem hohen Bergpaß, der selbst bei trockenem Wetter schwer zu überwinden ist. Meistens müssen die Fahrgäste schieben helfen. Und weil ständig menschliche Hilfskräfte notwendig sind, um das Auto wieder flottzumachen, empfiehlt es sich, mit einem Personenwagen zu fahren, der diese Hilfskräfte gleich mitführt. Bringen auch sie das Auto nicht von der Stelle, dann holt man sich aus dem nächsten chinesischen Dorf Pferde.

Mit der Paßhöhe hat man die mongolische Hochebene erreicht, aber sie zu erreichen, hat im Winter manch einer mit einer Lungenentzündung erkaufte. Durch das Autoschieben ist man schweißgebadet, und wenn man dann von dem eisigen Wind der Hochebene überfallen wird, hat die Lunge schnell ihr Teil abbekommen. Auf der Höhe des Bergpasses befindet sich ein kleiner chinesischer Tempel, den alle vorbeifahrenden Chinesen aufsuchen. Sie machen dort „chin, chin joß“, das heißt, sie sprechen ein Gebet, mit dem sie um glückliche Heimkehr bitten, und spenden den Priestern Geld als Opfergabe. Diese Bitte um gute Reise ist wohl verständlich, denn schon unter gewöhnlichen Umständen hat eine Fahrt durch die Mongolei ihre Gefahren, besonders für die Chinesen, die vielfach erst nach drei bis fünf Jahren ihre Heimat wiedersehen.

Hinter Kalgan hört eben die Gemütlichkeit auf. Davon erzählt in Kalgan selbst ein kleines Tor, durch das in früheren Jahren chinesische Beamte hinausbefördert wurden, die das chinesische Reich verbannte. Der Weg in die Mongolei bedeutete für sie den Weg ins Verderben.

Jenseits des Passes führt der Weg etwa 50 Kilometer lang durch bebaute Felder, und man erreicht mit dem Abend des ersten Tages das kleine chinesische Dorf Miaotan. Von hier bis zur nächsten Bahnstation Chapsir wird die Gegend durch Räuber unsicher gemacht. Hat man aber den Hof des Stationshauses in Chapsir erreicht, so droht keine Gefahr mehr, denn der Besitzer, ein Chinese, ent-

richtet für mongolischen Schutz einen jährlichen Tribut.

Von Chapsir bis Pangsian, das bereits in der Wüste Gobi liegt, ist die Entfernung nicht so groß, man kann sie bei gutem Wetter in acht Stunden bewältigen. Meist hat es aber monatelang nicht geregnet, und man hat das Vergnügen, das Auto dauernd Sanddünen hinaufzuschieben zu müssen. Alle paar Minuten heißt es: Raus zum Graben. Deshalb ist

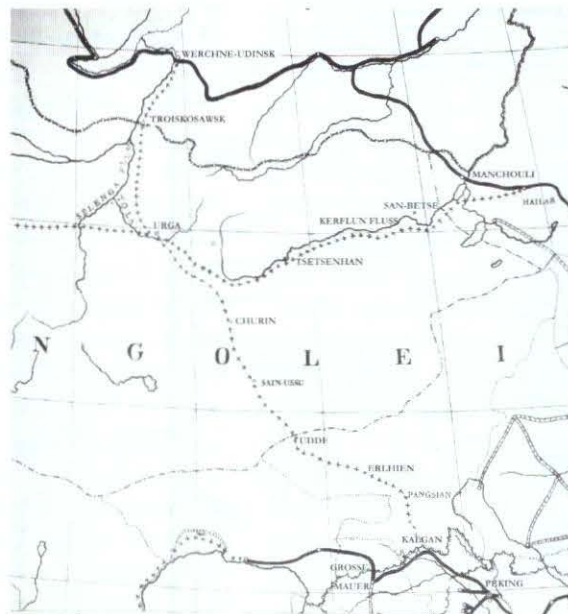
die Schaufel das wichtigste Gepäckstück. Im Sommer gräbt man sich aus dem Sand, bei Regen aus dem Dreck, im Winter aus dem Schnee.

Bei Pangsian gibt es sogar eine Telegraphenstation. Ihren Dienst versieht sie allerdings ziemlich unregelmäßig. Jede Kuh, die sich den Buckel reiben will, wirft einen Telegraphenmast um. Was die Kühe stehen lassen, wird regelmäßig durch die starken Staub- und Regensterme umgelegt.

Auch Erhlien, mitten in der Wüste Gobi, die letzte Station auf chinesischem Gebiet, ist durch den Draht mit der Welt verbunden. Der steinalte Telegraphist wurde während der zehn Jahre, in denen ich regelmäßig den Weg von Tientsin nach Urga zurücklegte, nicht ein einziges Mal abgelöst. Aus Langeweile war er zum Sammler geworden. Er stopfte mit aller Sorgfalt Tiere aus, aber da diese in der Gobi sehr selten sind, beschränkte sich seine Ausbeute auf Raben, Krähen, Antilopen, Ratten und Feldmäuse. Der Alte machte es sogar möglich, einige Hühner zu halten. Wovon sie allerdings lebten, blieb mir ein Rätsel, denn außer einem spärlichen Gras wächst in weitem Umkreis nichts.

Der Weg von Pangsian nach Erhlien ist das aller schlimmste Stück, heiß, staubig, sandig, so daß man kaum durchkommt. Deshalb freute ich mich immer, wenn ich in Erhlien meinen alten Freund, den Telegraphisten, begrüßen konnte.

Auf der Hälfte des Weges, etwa 540 Kilometer von Kalgan, wird die chinesisch-mongolische Grenzstation Udde [*Zamyn Uud*] erreicht, die mitten in einer öden Sandwüste liegt. Die Grenzschwierigkeiten, die vielfach einen Aufenthalt von mehreren Tagen bedingen, bilden ein Kapitel für sich. Hinter



Die drei Wege nach Urga in der Mongolei:
von Kalgan (S), Manchouli (O) und Werchne-Udinsk (N)
Ebd., vorderer Umschlag innen

Udde wird die Gegend schon reizvoller. Die nächste Station, 160 Kilometer von Udde entfernt, heißt Sain-Ussu [*Saynshand*]. Sie besteht aus mongolischen Jurten, den typischen Filzzelten. Ihr Verwalter ist aber, wie auf allen Stationen, ein Chinese. Die Mongolen sind viel zu bequem und zu wenig geschäftstüchtig, um sich mit einer solchen Arbeit zu befassen.

Von Sain-Ussu ist es 100 Kilometer bis Churin [*Choyron*]. Diese Station liegt am Fuße einer gewaltigen Felsgruppe, die sich unvermittelt aus der öden Ebene erhebt. Die Felsen sieht man schon aus 80 Kilometer Entfernung, und da die Luft der Mongolei sehr klar ist, glaubt man, sie sehr bald erreichen zu können, während man in Wirklichkeit noch eine lange Fahrt vor sich hat. Die Felsgruppe, in der sich ein großes Lamakloster mit Hunderten von Mönchen verbirgt, macht einen unheimlichen Eindruck, und ich habe sie nicht einmal überquert, ohne daß mir etwa Unangenehmes zustieß.



Fotos: Walter Bosshard [*Schweizer Journalist*], aus: *Kühles Grasland Mongolei* (1950), S. 69, S. 182, S. 45

Im Sommer bildet der Weg von Churin bis Urga den besten Teil der Reise, da er zwischen bewaldeten Hügeln und Bergen hindurchführt. Dafür macht er im Winter um so größere Schwierigkeiten. In den Tälern entstehen so hohe Schneeverwehungen, daß kaum durchzukommen ist. Deshalb warten die Chauffeure gewöhnlich in Churin, bis sich etwa zwanzig Autos angesammelt haben. Mit den drei- bis vierhundert Menschen, die dann beisammen sind, kann man schon Wege bahnen und festsitzende Autos befreien. Mit dem Gemeinschaftsgeist kann man aber auch böse Erfahrungen machen, zumal wenn man es mit Chinesen zu tun hat. Die Nähe von Urga erkennt man daran, daß der Weg noch einmal unglaublich schlecht wird. Dieselbe Erfahrung macht man in der Nähe der meisten mongolischen Ansiedlungen, weil sie gewöhnlich abseits der Straße angelegt sind. Der Mongole reitet querfeldein. Ob er Sumpf oder Steppe unter den Hufen seines Pferdes hat, ist ihm gleich.

Das Tolaflüßchen [*Tuul Gol*] bei Urga überquert eine Autobrücke. Dann geht es aber noch einmal durch steiniges Sumpfland an einer chinesischen Ansiedlung vorbei, in deren Nähe eine Funkstation errichtet ist. Nun folgen sehr schnell die Kasernen der mongolischen Soldaten, der Flughafen, das Gefängnis, das russische Konsulat und andere Regierungsgebäude, die schon in der Stadtmitte liegen.

Dieser Weg ist bequemer – im Flugzeug geht's noch schneller²

Wenn man es möglich machen kann, gelangt man bequemer [von Tientsin] nach Urga, wenn man mit der Bahn den Umweg über Mukden [*Shenyang*] und Charbin [*Harbin*] nach Manchouli macht. Die Schwierigkeiten dieses Weges [mit dem Auto] nach Urga sind nicht so groß wie von Kalgan aus, [denn] man braucht nicht durch die Wüste Gobi. Zudem werden die Karawanenwege nur von den kleineren, leichten mongolischen Karren befahren

und nicht durch die chinesischen Ochsenkarren umgepflügt. Im Sommer fährt man über eine blühende Steppe wie in einem endlosen Blumengarten.

Fährt man, statt in Manchouli auszusteigen, mit der sibirischen Bahn bis Werchne-Udinsk [*Ulan-Ude*] weiter, so kann man von dort aus ein Flugzeug nach Urga benutzen. Der Flugplatz in Werchne-Udinsk verfügt über zwei einmotorige veraltete und über eine neuere Junkersmaschine. Die Flugzeugführer sind ganz ausgezeichnete Piloten [darunter ein früherer deutscher Militärpilot]. Obwohl die Maschinen reichlich veraltet sind und oft bei höchst ungünstigen Bodenverhältnissen Notlandungen vorgenommen werden müssen, habe ich nie von wirklichen Unfällen gehört.

Ich bin im Sommer wie im Winter geflogen, und in beiden Jahreszeiten fand ich den Flug begeisternd. Im Sommer macht es Freude, die kleinen Dampfer auf dem Selengafluß und die Dörfer an seinen Ufern zu beobachten. Der Fluß windet sich in end-

² Ebd., S. 26, S. 27f.

losen Schlangenlinien zwischen hohen Gebirgen hindurch, und die werden von dem Flugzeug ständig überschritten. Bei jeder Flußüberquerung glaubt man in einer Rutschbahn zu sitzen, denn jedesmal sackt das Flugzeug ab und muß wieder hochgerissen werden. Der Flugzeugführer erklärte mir, das Absacken komme daher, daß die Luft über dem Wasser dünner sei als über der Erde. Nach einer Stunde und zwanzig Minuten wird bei einer Zwischenlandung in Troiskosawsk [*Kjachta*] Benzin getankt, dann geht der Flug über sehr hohe Gebirge, die teilweise mit ewigem Schnee bedeckt sind – die Flugzeit von dreieinhalb Stunden bedeutet für die alten Junkersmaschinen eine sehr gute Leistung.

Im Winter ist die ganze Flugstrecke von hohem Schnee bedeckt, in dem man von oben die endlosen Karawanen wie winzige Ameisen kriechen sieht.

Schlittenfahrt (Ebd., S. 31f.)

Einmal mietete ich mir bei 40 Grad Kälte, einem Rat gerne folgend, für die Fahrt von Troiskosawsk nach Werchne-Udinsk einen zweispännigen Schlitten mit dem dazugehörigen Kutscher. Ich muß gestehen, die zweitägige Fahrt, die frühmorgens begann, war ungeachtet der Mark und Bein durch-

dringenden Kälte so schön wie keine andere, die ich jemals gemacht habe. Im hohen Schnee ging es bei völliger Windstille durch weit ausgedehnte Fichtenwälder. Die riesigen Bäume waren reifbedeckt und standen erstarrt wie angefrorene Weihnachtsbäume. Nach zweistündiger Fahrt durch den erstorbenen Wald erreichten wir das zugefrorene Flußchen Selenga und fuhren auf seinem Eis bis nach Werchne-Udinsk.

Über die Ausdauer der kleinen Buriatenpferde konnte ich mich nicht genug wundern. Der Schlitten war eine Troika, das heißt, zwei Pferde galoppierten in der Deichsel und eines lief nebenher. Von Zeit zu Zeit mußte der Kutscher absteigen und den Pferden mit dem Ärmel die Eiszapfen vom Maul abwischen, zu denen die Kälte ihren Atem erstarren ließ. Sobald dies geschehen war, liefen sie wieder unverdrossen weiter. In der Nacht blieben sie im Freien stehen. Ihr Futter bestand aus Häcksel und einer Handvoll Hafer. Morgens wurden sie getränkt, und dann liefen sie wieder los, als kämen sie gut genährt und ausgeruht aus einem warmen Stall.

Uns selbst setzte die Kälte heftiger zu. Alle zwei bis drei Stunden hielten wir an einem der kleinen Fischerhäuser, um uns aufzuwärmen, Tee zu kochen und etwas zu essen.

Der Firma C. Illies & Co. in Japan attachiert

Richard Ernst

Vorbemerkung: Der Verfasser wurde am 23. Februar 1900 in Breslau geboren und studierte von 1918 bis 1922 an der Technischen Hochschule Breslau Maschinenbau, wo er auch 1933 promoviert wurde. Während seiner Anstellung bei der Firma Adolf Bleichert in Leipzig (Drahtseilbahnen, Kabelkräne, Transportanlagen für Massengüter) wurde er zweimal, 1928 und 1929/1930, zur Firma C. Illies & Co.¹ nach Tokyo detachiert. Im Januar 1933 wechselte er zu Illies in die Hamburger Zentrale, die ihn von 1935 bis 1938 als Filialleiter nach Mukden [*heute Shenyang*] versetzte.

Bereits in jungen Jahren befaßte sich Richard Ernst, weil ihm die gängigen mangelhaft erschienen, mit einem technischen Lexikon, zuerst deutsch-englisch/englisch-deutsch, später auch für weitere Sprachen. Die ständige Aktualisierung seiner Lexika wurde zur Lebensaufgabe, die er schließ-

lich seufzend eine „fünfzigjährige Lexikonknechtschaft“ nannte. Sein „Wörterbuch der industriellen Technik“ wurde als „Der Ernst“ weltweit bekannt. Quelle: Die verschlungenen Lebenspfade eines Menschen Richard Ernst. Unveröffentlichtes Manuskript, 1986 (StuDeO Manus *0428). Nachfolgend Auszüge aus S. 85-95 und S. 107-117.

Ankunft in Tokyo² und erste Projekte

Ich kam am 1.5.1928 an und bekam ein paar Tage Zeit, mich zu akklimatisieren. Der Illies-Chef [Ru-

¹ Siehe Firmenchronik: Bähr, Johannes / Lesczenski, Jörg / Schmidtpott, Katja: Handel ist Wandel. 150 Jahre C. Illies & Co. (2009).

² Der Verfasser begann seine Japanreise am 4. April 1928 und kam nach zwölf Tagen Fahrt mit der Transsib in Mukden/Mandschurei an. Von dort fuhren zwei Mitarbeiter des Dairen-Büros mit ihm nach Fushun zu dem riesigen Steinkohle-Tagebau der Japaner, denen er den Vorschlag von Bleichert erläutern sollte, die Kohle aus dem Hunderte von Metern tiefen Tagebau mit Kabelkränen zu fördern. Nach weiteren Aufenthalten in den Illies-Büros in Dairen und Osaka erreichte er schließlich sein eigentliches Ziel, Tokyo, im Schlafwagen.

dolf] Hillmann regelte meine Bezüge hochanständig, und schon ging ich auf die weite Reise mit einem dicken japanischen Begleiter, Yamamura, zu der Mitsui-Papierfabrik in Tomakomai auf Hokkaido, zwei weitere Nachtfahrten. Hier war ich nun an der Stelle, deretwegen man mich geschickt hatte.

Ich wurde von den Ingenieuren schwer in die Zange genommen, die meisten waren sowieso dagegen. Ein Kran von 300 Metern Spannweite, der neun Tonnen Holz auf einmal aufnehmen und transportieren sollte!



Werbeschrift

Ich mußte statische Berechnungen der Eisenkonstruktion vorexerzieren, die Theorie der Kabelkräne explizieren, erzählen, was die Holzarbeiter in Deutschland für Werkzeuge und Schuhwerk hätten und sonst alles Mögliche, was ich bei Bleichert nie gelernt hatte.

Durch die vielen Fragen der Mitsui-Leute kämpfte ich mich wacker weiter durch, aber als sie mir eines Abends erklärten, morgen früh um sieben Uhr sei am Holzlagerplatz ein Eisenbahnzug voll sibirischer Bäume und ein Dampfkran, und ich sollte vorführen, wie der Kran stapeln würde – da war ich wirklich am Aufgeben. Ich ging an den Strand, es war der Pazifische Ozean, und erwog, ob das Meer nicht meiner kommenden Blamage zuvorzukommen sollte. Bei näherer Betrachtung war das Meer aber kalt und grau, die Wogen donnerten mit nasser Gischt. So blieb ich der Nachwelt erhalten. Am nächsten Morgen schien die Sonne, ich beschrieb den Arbeitern ungefähr, wie ich mir vorstellte, was sie machen sollten, und sie machten es viel besser, stapelten hoch und höher und länger und länger – bis am Ende des Stapels der sumpfige Boden nachgab und das Ende zusammenstürzte. Der Direktor der Papierfabrik, Mr. Adachi, war inzwischen dazugekommen, schwieg (er sprach sowieso kein Englisch), und ich wurde, vor dem ruinierten Stapel stehend, fotografiert.

Da nahm er mich schweigend am Arm, führte mich um den Stapel herum und zeigte mir seinen Stolz, seine Rennpferde. Da wußte ich, ich hatte gewonnen. Und wurde weitergeschickt an alle Mitsui-Unternehmen Japans, ihre Transportprobleme zu lösen, zuerst nach Sachalin, damals zu einer Hälfte japanisch, zur anderen Hälfte russisch, und wurde bei der Rückkehr von der Geheimpolizei festgehalten, weil ich keinen japanischen Einreisestempel im Paß hatte. Dann bereiste ich Japan kreuz und

quer bis unten nach Kyushu, wobei ich auch ein paar Schwebebahnprojekte verfolgte. Auch eine Seilbahn auf den Fuji habe ich vorgeschlagen (siehe Japan Times, July 11, 1928) und einen Vortrag darüber gehalten, ohne gesteinigt zu werden. Und bin natürlich auch selbst auf den Fuji geklettert (3.776 m) inmitten endloser Pilgerschlangen an einem Samstag. Der Abstieg in seinen aschebedeckten Hängen war eine lustige Rutschpartie. Ihre zum Aufstieg und zum Runterrutschen benutzten Strohsandalen türmten die Pilger dann weiter unten zu Bergen auf.

Selbst in eine entlegene Ecke von Korea, damals japanisches Protektorat,³ bin ich gefahren für eine Eisenerz-Schiffsbeladungsanlage, die auch bestellt und gebaut wurde, kurzum, ich lebte mehr im Schlafwagen als in Tokyo.

Die Japaner erlebte ich als die korrektesten und ehrlichsten Menschen. Ein Beispiel: In einem Hotel abseits zwischen Kobe und Osaka (Takarutsuka) hatte ich übernachtet und beim Bezahlen der Rechnung versehentlich zehn Yen = 20 Mark zuviel Bedienungsgeld gegeben. Zurückgehen und reklamieren wollte ich nicht. Am Abend sollte der Portier mir meinen Koffer nach Osaka (40 km entfernt!) in den Schlafwagen bringen. Solche Dienstleistungen waren normal. Er kam auch prompt in mein Abteil, ich lag schon im Bett. Da stand er und drehte die Mütze in der Hand. Argwöhnisch, daß er noch mehr Geld wolle, fragte ich ärgerlich, was los sei. Verlegen antwortete er: „Der Dana-san (Herr) hat heute früh beim Bezahlen zu viel Geld dagelassen, ich bringe noch mal die Rechnung und das Geld.“ Da war ich erschlagen.

Ein anderes Erlebnis: Tokyo hatte nur Straßenbahnen, übrigens mit doppeltem Fahrdraht statt Schienenrückleitung. Fahrpreis generell drei Sen = sechs Pfennig. Einmal hatte ich als kleinste Münze nur zehn Sen, der Schaffner konnte nicht wechseln. Ich wollte auf die paar Pfennige verzichten, aber nein, er stieg aus, hielt eine entgegenkommende Bahn an, kam wieder und gab mir die sieben Sen zurück. Und noch erstaunlicher: Die Fahrscheine waren nicht numeriert, die Schaffner rechneten nach Treu und Glauben ab.

Wenn irgend möglich lief ich in die Berge, schwamm im Meer und bemühte mich, auch das Thema Geisha zu studieren. Auch sie sind nicht das, was der Westen aus ihnen machen wollte, sondern hochgebildete Unterhalterinnen. Die Firma Mitsui gab mir zu Ehren einen prächtigen und teuren Abend mit Geishas.

³ Korea wurde am 22. August 1910 dem japanischen Kaiserreich einverleibt, zum Generalgouvernement erklärt und bis 1945 als Kolonie ausgebeutet.

Endlich, am 20.9.1928, wurde der Kabelkran bestellt. Hier endet auch das Tagebuch, das ich bis dahin treulich geführt hatte. Noch einige Projekte hatte ich abzuwickeln, hatte es aber nicht eilig, wurde ich doch mit jedem Tag reicher. Ich war nach meinen Begriffen ein gemachter Mann. In solch gehobenem Gefühl fuhr ich Anfang November 1928 wieder von Moji mit dem Schiff nach Dairen, und nochmals in der bekannten Sache zur Kohlegrube in Fushun, dann über Sibirien zurück.



Kohleabfuhr im Tagebau in Fushun unweit Mukden

Zweiter Japanaufenthalt

Am 1.11.1929 stieg ich wieder in den Moskauer Zug, diesmal stolz 1. Klasse, und war zwei Wochen später in Wladiwostok und nicht in Harbin. Wegen des Grenzzwischenfalls an der Nonni-Brücke war der Zug am Amur entlang über Chabarowsk umgeleitet worden. Weiter mit dem Schiff von Wladiwostok nach Tsuruga in Japan. Im Schlafwagen nach Tokyo sind mir mit einem Mal die vergessenen Stationsnamen und meine japanischen Sprachkenntnisse wieder voll lebendig geworden. Bei manchen eingebildeten Europäern galt Japanisch als Domestikensprache und wurde nicht gelernt. Ganz am Anfang, bei einer Einladung in einen deutschen Haushalt, vernahm ich verblüfft, wie die Hausfrau der japanischen Amah nach Verzehr der Vorspeise und dann noch mehrmals auftrug „Sara Sayonara“ („Teller auf Wiedersehen“; sie meinte natürlich „bitte räum die Teller ab“). Sie lebte schon jahrelang in Japan! Typisch war, daß europäische Kinder mit den japanischen Spielgenossen fließend Japanisch sprachen, sich vor Erwachsenen aber damit genierten und, heimgekehrt, ihr Japanisch sofort vergaßen.

Während meines ersten Aufenthaltes hatte ich bei Schwebbahnprojekten zu kämpfen gehabt gegen den zuständigen Referenten im Ministerium. Er hatte fast prohibitive Vorschriften erlassen und war allen Vorstellungen und meinen aus den Fingern gesogenen mathematischen Beweisen über die Haltbarkeit von Seilen unzugänglich. Jetzt empfing mein alter Yamamura mich freudestrahlend: der Beamte war versetzt worden.

Diesmal hatte ich mich mit einem Illies-Mann namens [Otto] Hohbach zusammengetan. Wir hatten ein europäisches Häuschen in Oimachi bei Omori gemietet und eine Amah genommen, galt doch nun wieder meine vorteilhafte finanzielle Regelung. Und sofort war ich auch wieder kreuz und quer durch Japan unterwegs. Selbst über Weihnachten, damals kein Feiertag in Japan. Wann immer möglich, dehnte ich meine Wochenendwanderungen, auch Skifahrten, in die Berge immer weiter aus, allein oder mit Landsleuten. Geringer war übrigens der Kontakt der Deutschen mit ihrer Botschaft; diese Herrschaften lebten oberhalb des gemeinen Volkes nur unter sich und mit den ebenso gearteten anderen Botschaftsangehörigen.

Über Langeweile konnte ich mich nicht beklagen. Auch nach Korea zu dem Erzhafen Rigen mußte ich noch einmal. Ich traf spät mit der Bahn dort ein, reiste inzwischen ohne Dolmetscher, war offenbar bei der Polizei nicht gemeldet und mußte ein langes Verhör mit schriftlichem Protokoll über mich ergehen lassen, wozu auch Namen und Daten der Großeltern gehörten. Bloß einen Gasthof gab's in dem Ort nicht. Der Polizist klopfte bei verschiedenen Häusern an, erntete aber nur wüste Schimpfereien. Darin sind die Koreaner übrigens groß, in Japan gibt es nur ein einziges Schimpfwort: „Bakayero“ („Dummkopf“), und das ist schon eine schwere Kränkung – bis er mich schließlich irgendwo unterbrachte. Immerhin, wie ich schon sagte, die Anlage wurde gebaut. Oft kam ich nach Kyushu, wo Illies bei den Yawata-Stahlwerken ein Büro mit dem sympathischen Leiter Nagazumi unterhielt.

C. Illies & Co.

Tel. Marunouchi (23) 236, 237, 238, 239
 Tel. Ad.: „Illies“
 Marunouchi 1-chome, Teikoku Seimei Kan
 Import und Export
 Stammhaus: Hamburg
 Filialen: Osaka, Kobe, Yokohama, Kokura, Dairen
 C. Illies, Hamburg
 R. Koops, Hamburg
 R. Hillmann, Tokyo
 Dr. W. Becker, Tokyo
 W. Apel
 A. von Bockelberg
 Frä. P. Brunswig
 Frä. Curtis
 Dipl. Ing. H. Daniel
 T. Dieterich
 F. Ehemboeck
 Dipl. Ing. E. Eckhardt
 Frä. A. v. Helms
 O. Hohbach
 G. Howaldt
 H. Kerner
 Frä. M. Kramer
 H. Luebbert
 Frau K. Ono
 J. Sass
 A. Thoering
 K. Umbhau
 W. Voelcker
 Frä. C. Voigt
 H. v. Wallenberg-Pachaly
 P. Wigand
 K. Zehender.

ADO 1930-1931

Im Juni, wir hatten inzwischen 1930, nahm Hohbach seinen Sechsmonats-Deutschlandurlaub nach fünf Jahren Japan-Aufenthalt. Ich zog mit einem neuen Messmate, Lübbert, in ein Häuschen am Strand der Tokyo-Bucht, jenseits von Yokohama in Honmoku-machi. Das bedeutete, jeden Tag mit dem Omnibus nach Sakuragicho, der Endstation einer Vorortsbahn in Yokohama, und von da umsteigen in den Schnellzug nach Tokyo. Lübbert war

Kaufmann, hochintelligent und lernbegierig. Er kaufte auf meinen Rat hin in Tokyo – im Kaufhaus Maruzen war es tatsächlich erhältlich – das Ma-

thematikbuch von Scheffers und lernte Differenzieren und Integrieren.

Die Bucht von Tokyo war damals sauber; in unserer Gegend hatte jeder Anwohner seine Seetangfelder, von denen der Nachbarn durch Drähte getrennt. Vierzig Jahre später war die riesige Bucht eine einzige Kloake. Morgens um fünf knatterten damals die Fischerboote mit ihren Rohölmotoren bei uns vorbei. Wir zogen um auf den Bluff, einen Höhenrücken in Yokohama. Schlimm war dort die Moskitenplage, damals sowieso über ganz Japan verbreitet. Klimaanlage gab's noch nicht, an schwülen Tagen war ich oft so ermattet, daß mich der Schritt von der Fahrbahn auf den Bürgersteig Überwindung kostete.

In Yokohama lebten viele Europäer, unter ihnen Dipl. Ing. Ernst Eckhardt, mein Kollege bei Illies, und seine Frau Ruth [*Ernst-Dietrich Eckhardts Eltern*]. Sie waren noch Neulinge in Japan, ich ein alter Hase, so haben wir manche Wanderungen und manchen Ausflug zusammen gemacht: auf die Insel Oshima mit ihrem tätigen Vulkan oder mit Ruth und Lübbert noch einmal auf den Fuji (man sagt in Japan: einmal muß jeder oben gewesen sein, wer zweimal geht, ist nicht bei Trost), auch an die Fuji-Seen oder in einsame buddhistische Bergklöster.

Derweil konnte ich die Errichtung einer Transportseilbahn bei der Mitsui-Zinkmine in Kamioka

im Norden der Japanischen Alpen zum Abschluß bringen. Ein Schmalspurbähnchen der Gesellschaft führte außen an senkrechten Felswänden entlang. Durch die Schwellen hindurch hatte man freien Blick ins tiefe Tal. Geländer gab's nicht. Da ich nun schon so weit im Norden war, habe ich noch einen Abstecher nach Hokkaido gemacht, wo inzwischen der vor zwei Jahren erkämpfte Kabelkran aufgebaut und in Betrieb gekommen war. Und damit und auf diesem Umweg sah der „Kabelkranexperte“ zum ersten Mal in seinem Leben einen wirklichen Kabelkran.

Auf der Rückfahrt nach Tokyo, es war September 1930 geworden, bin ich noch einmal in Nikko geblieben, jetzt in schönster Herbstfärbung. Nach einem Wochenende in der neuen koreanischen Hauptstadt Keijo (Seoul) und in der alten Heijo, die Jack London die schönste Stadt der Welt genannt hat, machte ich von Mukden aus meine Besuche – „lieber in Bitterfeld sterben als in Mukden leben“, war mein Urteil.

Anfang November machte ich Schluß in Tokyo. Unter den Abschiedsgeschenken hat das Samurai-Schwert (von Eckhardts) besonderen Wert. Der daran befestigte Dolch wurde gefertigt von dem berühmten Kanemoto in Osafune, Okayama-ken, im Jahre 1447 (Name: Sasishoe), die Scheide in derselben Gegend um 1630.

Aus dem Tagebuch der Internierung

3. Teil: Abtransport aus dem Lager Kuta Tjané mit unbekanntem Ziel

Walter Kertscher

Vorbemerkung: Der Sammelbeitrag über die Internierung der rund zweitausend deutschen Männer aus Niederländisch-Indien,¹ dessen 1. und 2. Teil aus Arthur Langheims „Aufzeichnungen aus den langen Jahren der Internierung“, und zwar zunächst auf der Insel Onrust und dann in Alas Vallei in Nordsumatra (siehe StuDeO-INFO September 2011, S. 24-28 bzw. Dezember 2011, S. 17-22) bestand, setzt sich hier fort mit ausgewählten Tagebuchnotizen von Walter Kertscher (verst. 1993).

Quelle: Tagebuch der Internierung. 10. Mai 1940 bis 31. Dezember 1946, zunächst in Niederländisch-Indien in den Lagern Ngawi (Java) und Alas Vallei (Sumatra), dann in Premnagar, Deoli und

¹ Etwa tausend Deutsche, die in Niederländisch-Indien ihrem Beruf nachgingen, und etwa ebenso viele deutsche Seeleute, die bei Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in den damals noch neutralen Häfen des weiten Inselreiches Schutz suchten (lt. Ernst Reiner, 1999).

Dehra Dun (Britisch-Indien) und schließlich in Neuengamme; geführt von Walter Kertscher, hrsg. Dezember 1984 (StuDeO-Archiv *1956). – Nachfolgend Auszüge aus S. 68 bis S. 86.

Im Lager Kuta Tjané in Alas Vallei

7.12.1941 Die Japaner haben Pearl Harbour angegriffen! Japan und Amerika sind im Krieg!

Zuerst ist es nur ein Gerücht, das wie ein Lauffeuer durch das Lager geht. Aber dann werden die Blockleiter zum Major gerufen, der ihnen die Neuigkeit mitteilt und hinzufügt, daß sich auch Holland und Niederländisch-Indien im Krieg mit Japan befänden. Es werden verschärfte Lagerbestimmungen erlassen, Vorschriften über Luftalarm, Verdunkelung und sonstige Maßnahmen, die sich aus der neuen Lage ergeben. Alle Bäume und Sträucher im Lager müssen umgelegt werden, um ein freies Schußfeld zu bekommen. Die Lagerleitung

rechnet mit der Möglichkeit, daß die Japaner Waffen für uns abwerfen!

Uns aber bewegen im Augenblick ganz andere Gedanken. Wie werden die Folgen des Kriegseintritts Japans für unsere Frauen und Kinder sein? Was bedeutet der Kriegseintritt Japans für uns? Hoffnungen leben in uns auf, die niemand auszusprechen wagt. Wie schön wäre es, wenn unsere Gefangenschaft bald ein Ende hätte! Wie schön wäre es, wenn uns die Japaner befreien würden, wie schön wäre ein Wiedersehen mit Frau und Kind.

14.12.1941 Bei Luftalarm wird die Barackenbeleuchtung von der Zentrale ausgeschaltet, und wir sitzen und liegen auf unseren Kojen herum. Leise unterhalten wir uns mit unseren Nachbarn. Unsere Gedanken gelten dem Krieg, der nun so nahe an uns herangekommen ist. Eine gute Flugstunde von uns entfernt stehen die Japaner, sie sind nicht mehr weit von Penang.

24.12.1941 Heiliger Abend! Nachmittags wurde beim Appell jeder einzelne von uns namentlich aufgerufen. Nun müssen wir wohl damit rechnen, daß wir auch wegkommen. Keiner weiß etwas, und doch fragt jeder den anderen, was wohl los sei. Gerüchte gibt es viele. Der eine hat gehört, daß wir nach Australien kommen, andere sprechen von Südafrika, von Ceylon, Britisch-Indien oder gar von Canada.

25.12.1941 An Weihnachten denkt niemand mehr. Jeder packt und sucht seine paar Habseligkeiten zusammen. Unsere Küche setzt uns alles vor, was an eisernen Reserven vorhanden war. Es gibt ein vorzügliches und reichhaltiges Essen, und wir werden beim Frühstück sogar mit einer Scheibe Schinken und einem Stückchen Käse überrascht. Auch Kakao und Kuchen gibt es. Wir können uns jedoch nicht des Gefühls erwehren, daß es sich hierbei um unsere Henkersmahlzeit handelt.

Unsere „Bunte Bühne“ und unser Orchester brachten uns heute Abend doch noch einige Darbietungen, die alles Bisherige übertrafen. Den Höhepunkt bildete, neben einigen musikalischen Glanzleistungen, die mit großer Mühe und erstaunlich guter Ausstattung seit langem vorbereitete Aufführung von Ludwig Thomas „Eisenbahnfahrt“. Der Abend hat uns allen gutgetan, und wir konnten wenigstens für eine Weile unsere Sorgen vergessen. Zum Schluß spielte unser Akkordeon-Virtuose Schulze noch auf. Als das Licht schon lange ausgegangen

war, saßen wir immer noch in dem dunklen Raum und lauschten den schönen und vertrauten Weisen.

27.12.1941 Ab 5 Uhr morgens stehen wir am Tor und warten darauf, daß wir unser Gepäck hinausbringen dürfen. [... nach der Gepäckkontrolle] dürfen wir unsern Kram wieder zusammenpacken und zu den bereitstehenden Lastautos tragen.

Am Abend sucht jeder noch einmal seine Freunde und Bekannten auf. Wir sprechen von der gemeinsam verlebten Zeit und von ihren Freuden und Leiden. Aber immer wieder wenden sich unsere Gedanken der nächsten Zukunft zu. Wohin wird man uns wohl bringen?

Abtransport mit unbekanntem Ziel

28.12.1941 Es ist 4 Uhr morgens, und das ganze Lager ist schon auf den Beinen. In der Küche bekommen wir Brot und einen Becher voll Kaffee. Ein kurzes Abschiednehmen von Freunden und Bekannten: „Auf Wiedersehen!“ – Wieder warten wir vor dem Tor, bis der Administrateur und die Gefängniswärter kommen, um die paar Sachen zu durchsuchen, die wir behalten dürfen. Wir stehen in einer langen Reihe und warten, bis wir gruppenweise in die vorfahrenden Lastautos verladen werden. Es ist alles genau so wie bei früheren Gelegenheiten. Die Türen der Lastautos werden wieder zugenagelt. Um ½ 8 Uhr setzt sich unsere Wagenkolonne in Bewegung. Ein letztes Mal sehen wir das Lager, in welchem wir fast eineinhalb Jahre gelebt haben.

Auf den kurvenreichen und schmalen Straßen nach Kaban Djahe werden wir genauso durchgeschüttelt wie auf der Herfahrt. In den frühen Nachmittagsstunden erreichen wir die Stadt, wo wir einen längeren Aufenthalt haben. Die uns begleitenden Soldaten und

auch die Fahrer gehen abwechselnd weg, um sich zu erfrischen, zu essen und zu trinken. Nach uns fragt niemand. Von unserem Fahrer haben wir gehört, daß Medan [an der Ostküste Sumatras] in der letzten Nacht durch japanische Flieger bombardiert worden ist. So nah sind die Japaner, und unsere sehnlichste Hoffnung, befreit zu werden, wird in letzter Minute nun doch zunichte gemacht.

Die Qualen der Reise, nicht zuletzt hervorgerufen durch sehr menschliche Bedürfnisse, werden immer schlimmer, je länger die Fahrt dauert. Aber noch viele Stunden müssen wir dies ertragen. Erst



Fahrtroute von Alas Vallei an der Nordspitze Sumatras bis zum Hafen Sibolga an der Westküste gegenüber der Insel Nias
Quelle: Road Atlas Indonesia, 1992

waren wir stundenlang den von etwa fünfzig Lastautos aufgewirbelten Staubwolken ausgesetzt, und nun, auf der Hochfläche, peitscht ein eiskalter Regen von der Seite her in den Wagen und durchnäßt uns bis auf die Haut. Endlich am späten Abend, halten wir vor dem Gefängnis in Pematang Siantar. Ich komme mit etwa 60 Mann in den „Frauensaal“. Einige trübe Lämpchen werfen ein fast gespenstisches Licht über den Fußboden, der mit schmutzigem und stinkendem Stroh bedeckt ist. An dem einzigen Wasserhahn versuchen wir, wenigstens den ärgsten Schmutz von Händen und Gesicht zu waschen. Wir sind todmüde und wie gerädert. Einige Sträflinge übernehmen die Essensverteilung und klatschen uns einen Schlag Kartoffeln, ein paar Möhren und ein bißchen Fleisch auf den Blechteller. Bald darauf liegen wir alle, so gut es bei dem beschränkten Raum geht, auf dem Stroh und schlafen trotz der vielen Arten von Ungeziefer ein.

Um ½ 2 Uhr nachts werden wir durch das Heulen der Sirenen wach. Luftalarm! Wir hören auch das Dröhnen der Flugzeugmotoren. Irgendwo an der Ostküste von Sumatra fallen jetzt japanische Bomben.

29.12.1941 Schmutzig und wenig ausgeruht stehen wir am Morgen an der

Gittertür. Am Ausgang erhalten wir wieder von eingeborenen Sträflingen Brot und etwas Tee zugeteilt – unsere Tagesration. Warum muß ich, während ich dies alles über mich ergehen lasse, daran denken, daß ich einmal ein freier Mann war, mit Frau und Kind, einem schönen Heim und einem Beruf, der mir Freude machte.² Warum muß ich gerade jetzt an Miltons „Paradise Lost“ denken?³ Neugierige aller Rassen sehen uns zu, wie wir wieder in die Wagen verladen werden. Es fehlt nicht an Drohungen und Beschimpfungen. Als wir aus Siantar hinausfahren, sahen wir zwei Frauen, die uns zuwinkten. – Durch ausgedehnte Ölpalmenplantagen und Teepflanzungen führte uns dann der Weg. Mancher war unter uns, der einmal Leiter



*Toba-See, größter Kratersee der Welt (90 km lang)
Quelle: StuDeO-Fotothek P8050*

oder gar Eigentümer einer solchen Plantage war. Bald wissen wir, daß unser nächstes Ziel Prapat am Toba-See sein muß, wenn auch die Wegweiser und die Kilometersteine entfernt oder übermalt worden sind. Vor Prapat kommen wir wieder durch eine große Pflanzung. An einer Wegbiegung hören wir, wie jemand ruft: „Auf Wiedersehen! Auf Wiedersehen!“ Eine deutsche Frau und ihre Tochter, die merkwürdigerweise beide nicht interniert worden sind, stehen am Wege und weinen und winken zugleich; sie wissen, daß der Gatte und Vater in einem der Lastautos sitzt, und sie hoffen, ihn wenigstens noch einmal für einen kurzen Augenblick sehen zu können. Auch sie werden fragen, wohin wir wohl fahren.

Aus einem fast wolkenlosen Himmel strahlt die Sonne auf die herrliche Landschaft, und da sehen wir plötzlich die tiefblaue Fläche des Toba-Sees unter uns liegen. „Dort drüben und links vor uns,

das ist die Insel Samosir, und dort, wo die Villen und Landhäuser inmitten von Tannen und Pinien stehen, das ist Prapat!“ In steilen Serpentinien führt der Weg hinunter zum See, und je mehr wir uns dem Ort nähern, desto mehr werden wir daran erinnert, daß Krieg ist. An vielen Stellen werden Panzersperren und sonstige Hindernisse angelegt. In Prapat halten wir längere

Zeit. Die Begleitmannschaften essen, trinken und ruhen sich aus. Wir dagegen müssen auf unseren harten Bänken im Wagen bleiben. Einige der eingeborenen Soldaten knüpfen von sich aus Gespräche mit uns an, und einzelne haben sogar von ihrem Geld Bananen, Zigaretten oder Brot gekauft und uns diese Sachen heimlich zugesteckt. Beschämt und dankbar zugleich nehmen wir sie an. Welche Gedanken mag sich wohl solch ein Soldat machen?

Bald liegt Prapat wieder tief unter uns. Wir fahren durch Batak-Dörfer, wir sehen die eigenartigen Häuser mit ihrem wuchtigem Oberbau, vor denen Kinder spielen und Schweine und Hunde, aufgestört durch unsere Wagenkolonne, hin- und herrennen. Einige Frauen sitzen an ihren primitiven Webstühlen und weben. In Balige am Toba-See erinnern Kirchen und Kapellen sowie einige Namensschilder der getauften Bataker an die jahrzehntelange Arbeit der Rheinischen Mission. In Tarutung, dem Zentrum der Missionstätigkeit in den Batak-Landen, sehen wir nur wenige Eingebore-

² Walter Kertscher war bei Geo Wehry & Co. in Cheribon [Cirebon] an der Nordküste von Westjava beschäftigt.

³ „Das verlorene Paradies“ von John Milton (1608-1674), das bedeutende englische Epos vom Fall des Menschengeschlechts, handelt von dem gigantischen Ringen der Mächte des Himmels und der Hölle.

rene auf den Straßen. Wir erfuhren, daß die Bataker während des Durchzugs eines ähnlichen Transports von Fort de Kock nach Kuta Tjané ihren früheren Missionaren und Bekannten zu lebhaften Ovationen dargebracht haben und deshalb heute in ihren Häusern bleiben mußten.

Der Weg von Tarutung nach Sibolga [an der Westküste Sumatras] ist berüchtigt wegen seiner vielen Kurven. Auf rund 60 km soll es hier an die 1.300 Kurven geben. Dieser Abschnitt der Reise gibt uns den Rest. Wir müssen oft halten, weil uns Lastwagenkolonnen mit roten Flaggen entgegenkommen, deren



Batak-Häuser

Quelle: StuDeO-Fotothek P8063

Ladung aus sauberen und handlichen Holzkisten besteht: Munition! Seit dem Fall von Penang war die Versorgung der Ostküste auf dem Seeweg gefährdet. Nun bildet die Straße von Padang über Sibolga und Prapat den wichtigsten Zufuhrweg für die Ostküste.

Und dann liegt plötzlich tief unter uns die in der Abendsonne glitzernde Bucht von Sibolga. Für ein paar Augenblicke vergessen wir unsere Müdigkeit und unsere Strapazen. Steile und dichtbewaldete Hügelketten schieben sich bis an die Küste heran und heben sich mit ihrem satten Grün scharf ab von dem tiefen Blau des Meeres. Einzelne kleine Inseln liegen träumerisch vor der Bucht, und an ihren Felsen schäumen die Brecher der Brandung, die der Indische Ozean über Tausende von Meilen heranrollt. Für Xenophon [griech. Schriftsteller, um 400 v. Chr.] und seine Gefährten war der Anblick des Meeres die Erlösung und die Gewißheit für die Rückkehr in die Heimat. Aber welche Gefühle erfüllen uns? Wie ein Lauffeuer geht es von einem zum anderen: Ein Schiff! Du! Dort liegt ein Schiff! – Ein großer Dampfer! – Noch ein Schiff! – Ein Kreuzer! Sollten wir doch noch über See gebracht werden? Jetzt, wo um Sumatra schon zahlreiche japanische U-Boote operieren und der Luftraum von japanischen Flugzeugen beherrscht wird? Dann sind wir am Hafen von Sibolga und halten vor einem Zollschuppen an. Es fängt an zu regnen. Unheimlich heben sich von der regengepeitschten Wasserfläche die grauen Schatten des Kreuzers und des Dampfers ab. Trotz seiner Kriegsbemalung wird das Schiff von uns als die „Ophir“ von der KPM [Koninklijke Paketvaart Maatschappij –

die niederländische Frachtschiffreederei, gegründet 1888] erkannt. Wir starren vor Schmutz, haben Hunger und Durst, und viele von uns sind durchnäßt vom Regen. Nach einer Weile sehen wir einen vollbesetzten Leichter zur „Ophir“ fahren, begleitet von einem Motorboot mit schwerbewaffneten Marinesoldaten (diese Kameraden wurden später wieder zurückgeschickt, weil der Kapitän der „Ophir“ sich geweigert haben soll, noch mehr Leute aufzunehmen). Nun wissen wir Bescheid. Bedrückt von diesen Aussichten warten wir, bis die Reihe an uns kommt. Doch nach einer Weile setzen sich unsere Wagen wieder in Bewegung und halten vor einer Missionsschule.

Die Fenster der Schule sind verschlossen und mit Stacheldraht vergittert. Auch um den Zaun ist Stacheldraht gezogen. Wir können kaum noch gehen. Seit fast zwölf Stunden haben wir gegessen. In der Schule wird uns ein leeres Zimmer zugewiesen. Nachdem sich der Sturm von fast 500 Mann auf sechs Aborte gelegt hat, wirft sich jeder hin auf die kalten Steinfliesen, die unsere Lagerstatt für die Nacht bilden.

30.12.1941 Es war keine angenehme Nacht. Ich spüre jeden Knochen, und meine Haut ist von Moskitos zerstoßen. Mein Handtuch war einmal weiß. Es ekelt mich, wenn ich meine schmutzstarrende Baumwolldecke und meine Kleider sehe. Schon beginnt das Gedränge um die zwei Duschen, und ich beeile mich, daß ich auch zum Baden komme; wenn erst alle wach sind, ist es aussichtslos.

Jeden bedrücken dieselben Fragen: „Wo die uns wohl hinbringen werden! – „Australien? Java? Neu-Guinea? Britisch-Indien? Ceylon? Canada? Südafrika? Ostafrika?“ – „Ob die ‚Ophir‘ schon abgefahren ist?“ – „Ja, sie soll heute Nacht aufgelaufen sein!“ Die eingeborenen Soldaten sind inzwischen durch holländischen Landsturm ersetzt worden. Wir möchten gern noch einmal an unsere Angehörige schreiben, aber es wird uns schroff mitgeteilt, daß während des Transports jede Verbindung mit der Außenwelt untersagt ist.

31.12.1941 Sylvestermorgen in einer Missionsschule in Sibolga! – So stehe ich denn wieder in der Reihe hinter dem Stacheldraht und warte geduldig, bis mir eine braune Hand ein Stück Brot reicht und ein kleiner Chinesenjunge mir einen Becher voller Kaffee einschenkt. Mittags gibt es wieder Reis. In der Kirche nebenan ist [abends] Gottesdienst. Batakker singen die selben Lieder, die heute in deutschen Kirchen gesungen werden. Die Missionare aber, die diesen Menschen das Christentum gepredigt haben, sitzen mit uns zusammen hinter Stacheldraht. – Zu Hause werden unsere Angehörigen an uns denken. Es ist gut, daß sie nicht wissen, wie unser Sylvesterabend aussieht.

1. Januar 1942 Neujahrstag! Bekannte und Freunde rufen sich ein „Prosit Neujahr!“ zu. Wir dürfen heute sogar für eine halbe Stunde auf den Hof, allerdings immer nur 80 Mann, denn mehr haben dort nicht Platz. Eine Zeitung ist auch zu uns gelangt. Sie enthält ausführliche Berichte über den letzten Luftangriff auf Medan. Abends gibt es Kohlsuppe.

Weitertransport mit der „Plancius“

2.1.1942 Obwohl wir wissen, daß uns nichts Gutes bevorsteht, atmen wir doch alle auf, als der Bericht kommt, daß wir heute an Bord gehen sollen. Gleich nach dem Frühstück packt jeder sein Bündel. Rasierapparate, Rasierklingen, Spiegel, Ringe und auch Uhren werden uns abgenommen. Postkarten und Fotos von Angehörigen, für viele das einzige Andenken, werden vor unseren Augen zerrissen und in den Schmutz geworfen. Ein vergittertes Auto fährt vor und nimmt uns 20 Mann auf. Am Hafen steigen wir aus und gehen 30 bis 40 m bis zu einem Leichter, in dem sich schon viele unserer Kameraden befinden. Überall sind Marinesoldaten, bis an die Zähne bewaffnet, aus allen Richtungen drohen Gewehrläufe und Maschinenpistolen, und einige Soldaten haben sogar abzugereite Handgranaten in der Hand. Auch im Leichter sind viele Soldaten. Wir wurden gewarnt, daß sofort geschossen wird, wenn einer von uns auch nur eine verdächtige Bewegung macht. Selbst wenn jemand nur stolpern oder ausrutschen sollte, riskiert er schon sein Leben. So steigen wir denn einer nach dem anderen ein, schweigend und mit einem recht unangenehmen Gefühl in der Magenregion. Als wir uns dem Schiff langsam nähern, kommt es uns trotz der Kriegsbemalung recht bekannt vor. Es ist wieder die „Plancius“ von der KPM, mit der wir auch schon von Tandjong Priok

[Hafen von Batavia auf Java] nach Belawan [Hafen von Medan] gebracht worden sind. An Bord stehen überall Marinesoldaten.

Und dann sind wir in einem düsteren Raum, tief unten im Bauch des Schiffes. Jeder sucht sich einen Platz auf den schmutzigen Planken und kauert sich hin, in Erwartung der Dinge, die noch kommen mögen. Der Verkehr mit dem Kommandanten erfolgt über einen von uns gewählten Gruppenleiter. Dieser kommt eben von oben zurück. „Ihr müßt noch mehr zusammenrücken! Es müssen noch 75 Mann in diesen Raum. Der Kommandant verlangt es!“ Aber wie soll das gehen? Wir liegen schon Mann an Mann. Nach einer Weile: „Noch weiter zusammenrücken. Es müssen noch 60 Mann zu uns herein!“ Schließlich sind wir 260 Mann auf einem Raum von 15 x 20 m zusammengepfercht, Pfeiler und Luftschächte engen den Raum noch weiter ein. Der Kommandant gibt endlich auf. Das nächste ist die Bekanntgabe der „Kriegsartikel“. Sie lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, und jeder Satz endet mit den Worten: „... wird erschossen (wordt neergelegd).“

Es ist Mittagszeit, und wir haben Hunger. Erst wird uns genau gesagt, wie das Essenfassen und dann das Abliefern der Töpfe und Kessel zu erfolgen hat. Es gibt Nudeln mit Fleisch, und wir essen mit Heißhunger. Die Wache zieht wieder ab, und wir richten uns auf unserem Quadratmeter so gut wie möglich ein. Es ist heiß, und die Luft ist zum Schneiden dick mit den verschiedensten Gerüchen und Ausdünstungen von 260 Menschen. Wir sind im ganzen etwa 1.100 Mann an Bord. Einer spricht das aus, was wir alle denken: „Wenn der Kahn absackt oder torpediert wird, ersaufen wir wie die Ratten!“

[Die „van Imhoff“ ereilte tatsächlich dieses Schicksal, siehe den folgenden Bericht.]

Der Untergang der „van Imhoff“ vor nunmehr 70 Jahren Der Augenzeugenbericht eines Überlebenden

Albert Vehring

Zur Einführung: Die „van Imhoff“ war nach der „Ophir“ und „Plancius“ (hierzu siehe den vorangehenden Bericht) das dritte Schiff, mit dem die Holländer die internierten deutschen Männer aus Niederländisch-Indien nach Britisch-Indien zu transportieren unternahmen, um sie nicht den anrückenden Japanern, den damaligen Verbündeten der Deutschen, überlassen zu müssen. Nach den Bombentreffern tat die holländische Mannschaft nichts zur

Rettung der eingesperrten Deutschen. 409 Männer fanden den Tod; nur 68 Männer konnten sich nach tagelanger Irrfahrt mit zwei von der Besatzung zurückgelassenen Booten auf die Insel Nias retten.

Der Bericht über eine der rettenden Fahrten, jene auf dem kleinen Rettungsboot mit dem Segel, verfaßt von Br. Alois Seitz SVD, erschien im StuDeO-INFO April 2006, S. 9-13. Die Fahrt mit der kleinen Arbeitsjolle wird nachfolgend beschrieben.

Albert Vehring, geboren am 1. Januar 1885 in Bielefeld, gestorben am 15. November 1966 ebenda, hatte als junger Schiffingenieur beim Norddeutschen Lloyd die Südsee kennengelernt, die ihn so sehr faszinierte, daß er beschloß, sich dort niederzulassen. Von 1914 bis 1919 betrieb er mit einem Partner eine Kokospalmen-Plantage auf Neu Guinea. Nach deren Enteignung arbeitete er mehrere Jahre als Techniker auf zwei Südborneo vorgelagerten Inseln, bis er nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Deutschland seine Absicht, wieder eine eigene Plantage zu erwerben, 1929 auf einer Insel bei Neu Guinea verwirklichen konnte und eine Familie gründete (siehe StuDeO-INFO Dezember 2007, S. 14-18). Sein Dasein als Pflanzer endete mit der Internierung am 10. Mai 1940.

Quelle: Albert Vehring; Meine Lebenserinnerungen (StuDeO Bibliothek Nr. 1466). Nachfolgend Auszüge aus dem Abschnitt S. 27-34.

Nun kamen die Japaner mit Macht immer näher Richtung Singapur heran. Im Dezember 1941 ward uns bekannt, daß wir [in Kuta Tjané/Nordsumatra] Internierten abtransportiert werden sollten. Kurz vor Weihnachten kam die Mitteilung, was wir an Handgepäck mitnehmen konnten; der

Rest an Koffern würde als Schiffsladung verstaut. Am ersten Feiertag ging der erste Transport ab. Die Weihnachtsfreude war verloren, zumal der Abgang aus jedem Block zusammengestellt war. Der zweite Transport ging acht Tage später ab, der dritte, zu dem ich gehörte, in den ersten Januar Tagen des neuen Jahres 1942. Am ersten Tag kamen wir bis Siantar und landeten im dortigen Gefängnis. [Am nächsten Tag] wurde in Tarutung angehalten. Von 1.400 in Höhe hinab erfolgte nun die Fahrt weiter bis auf Meereshöhe, links und rechts lagen in den Gräben Autos von Holländern, die aus Angst vor den Japanern geflohen waren und mit Schiffen versuchten zu entkommen. Am Abend gegen fünf Uhr trafen wir in Sibolga ein und wurden in zwei Schulen, die nebeneinander lagen, untergebracht. Es gab wieder Brot und Tee und zum nächsten Tag ein Essen, von den Chinesen zubereitet. Vierzehn Tage blieben wir im neuen Lager.

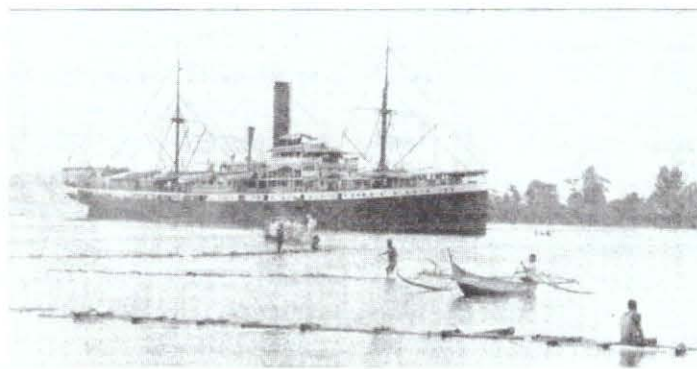
Am 17. Januar 1942 früh kamen wir als erste auf die „van Imhoff“. Auf dem Hinterschiff war aller-

wegen Stacheldraht, als wir hinuntergejagt wurden. Mein Freund Schröder [Angestellter bei Behn, Meyer & Co., Semarang], der sich mir seit Kuta Tjané angeschlossen hatte, suchte für uns beide gleich einen Platz in der Nähe der Ladeluke; wenigstens Luft und Licht hatten wir hier. Abends um sechs Uhr legte die „van Imhoff“ ab. Als es wieder hell war, stand die Maschine. Später hörten wir, daß das Schiff wieder nach Sibolga zurückgekehrt sei, um noch mehr Deutsche aufzunehmen. Wir konnten weiter nichts sehen als durch die Ladeluke den Himmel.

Am Nachmittag des 18. Januar ging es wieder in See, am 19. gegen Mittag erschienen ein japanisches und gleich darauf ein holländisches Flugzeug. Wie wir später erfuhren, warf das japanische Flugzeug zwei kleine Bomben, umkreiste nochmals das Schiff und löste dann die schwere Bombe, die wahrscheinlich unmittelbar an Steuerbord am Vorschiff ins Wasser gefallen ist. Gleich darauf

erfolgte eine gewaltige Explosion, und das Schiff sprang kurz in die Höhe. Nun hörten wir an Deck ein Gelaufe, und die Dampfkessel wurden abgeblasen. Der Erste Offizier teilte uns mit, es sei nichts Besonderes passiert, lobte unsere Ruhe, und es werde

um Hilfe telegraphiert. Dann war es an Deck sehr still, und wir alle vermuteten, daß die Holländer uns im Stich gelassen und die „van Imhoff“ verlassen hatten. Wir erbrachen unsere Gefängnisse, und als wir an Deck kamen, sahen wir die Holländer mit der Motorpinasse [Beiboot] und den großen Ladebooten im Schlepp wegfahren. Mit Schröder ging ich auf die Brücke, dann aufs Vorschiff, hier kam uns Dr. Heidt [Arzt in Bandung, gest. 2.9.1942 in Goenong Sitoli] entgegen und teilte uns mit, auf dem Hauptdeck vorn liege noch ein kleines Boot. Zugleich gingen wir hin, zwei bis drei Männer waren schon da und wußten nicht, wie sie es zu Wasser lassen sollten. Das war für mich eine Kleinigkeit, denn zu meinem Glück kannte ich das Schiff von früher. Gleich daneben ließ sich die Reling herausheben, und zwei Tampen [kurze Taue] genügten, das leichte Boot zu Wasser zu lassen. Im Ganzen nahmen wir vierzehn Männer auf. Der Freibord [der Abstand zwischen Bordoberkante und Wasseroberfläche] betrug zehn bis zwölf Zentimeter, damit war es überladen.



Der holländische Frachter „van Imhoff“

Quelle: Der Spiegel, 52/1965, 22.12.1965, S. 42

Wir ruderten zum Backbord-Fallreep [*an der Bordwand angehängte Treppe*], um uns zu proviantieren, sahen dabei auch, daß am Achterschiff noch ein kleines Rettungsboot, welches mittschiffs auf dem Dach der Rudermaschine gelegen hatte, von den Unsrigen zu Wasser gebracht wurde. Die Holländer hatten versucht – das zeigte sich an den Spuren von Axtschlägen an den Aufnahme-Krampen [*U-förmig gebogenen Haken*] – es loszubekommen. Sie hatten es wohl sehr eilig, von Bord zu kommen. Einige von uns waren wohl vor uns aus ihren Gefängnissen ausgebrochen, jedenfalls der Matrose [Stefan] Walkowiak [*von der HAPAG*]. Er hatte sich, als die Holländer noch dicht beim Schiff waren, am Manntau [*ein am Rettungsbootaufhänger angebrachtes Tau*] hinuntergelassen. Die Holländer haben ihn angeschossen und an der Hand verletzt. Er war der einzige Deutsche, der von den Holländern gerettet wurde.

Als wir am Backbord-Fallreep lagen, stieg ich mit dem damaligen Vierten Offizier Maack [*von der „Bitterfeld“*], der heute schon wieder lange als Kapitän bei der Reederei W. Bruns fährt, wieder auf die „van Imhoff“, versorgten uns mit Wasser, Bambus und Schanzkleid [*seemannssprachlich: Schiffsschutzwand*]. Kompaß und Feststellung unseres Standortes war nicht leicht, denn sie hatten alles mitgenommen, schließlich fanden wir den Standort im Radiohaus. Wir gingen wieder in unser Boot, hatten Dr. Heidt versprochen, ihn wieder aufzunehmen, er wolle nur noch mal zu den Kranken aufs Schiff. Von der „van Imhoff“ ruderten wir weiter weg, da das Vorschiff schon ziemlich tief im Wasser lag. Es dauerte nicht lange, da sprang Dr. Heidt mit einem Hechtsprung vom Fallreep ins Wasser und schwamm zu uns herüber.

Das andere Boot, ein kleines Rettungsboot und inzwischen zu Wasser gelassen – es war vorgesehen für zweiundvierzig Mann, nahm aber dreiundfünfzig Menschen auf – führte ein Vierter Offizier. Er fuhr gleich in Richtung Nias mit Segel. Die Männer mußten sich aus den Fußbrettern des Bootes Riemen zurechtmachen, denn die holländische Besatzung hatten die Riemen und Wassertanks entfernt. Wir aber warteten, bis die „van Imhoff“ gegen sechs Uhr abends untergegangen war. Erst versank der Bug, das Schiff stellte sich senkrecht und war in kurzer Zeit untergegangen. Es hatte keine Minute gedauert. Viele Flöße kamen auf uns zu, und es war verabredet, die ganze Nacht zusammenzubleiben. Der holländische Offizier hatte uns ja gesagt, es sei nach Hilfe telegraphiert worden.

Am frühen Morgen waren von den sieben Flößen nur noch zwei an unserem Boot, die anderen waren wohl mangelhaft befestigt gewesen und daher abgetrieben. In Erwartung, daß ein Schiff komme,

ruderten wir weiter. Es dauerte auch nicht lange, so nahte ein Flugzeug, flog über uns weg Richtung Norden. Hieraus entnahmen wir, daß von da aus ein Schiff auf uns zukam. Wieder dauerte es nicht lange, bis es tatsächlich auf uns zukam. Vom kleinsten Floß schwamm ein Deutscher hinüber, inzwischen rief man uns die Frage zu, ob wir Holländer seien, was wir verneinten. Der Deutsche war fast ans Schiff herangeschwommen, einige Matrosen standen mit der Wurfleine bereits auf der Reling, da kam oben ein Offizier – oder war es der Kapitän? –, der diesen Mann zurückwies. Das Schiff fuhr dann zur Unglücksstelle der „van Imhoff“. Es währte nicht lange, da kam ein japanisches Flugzeug, warf Bomben auf den Holländer, die aber nicht trafen.

Wir wußten jetzt alle genau, daß wir von den Holländern nichts zu erwarten hatten, und ruderten weiter. Es wurde uns allen klar, daß wir mit den Flößen im Schlepp unser Ziel nie erreichen. Alle waren derselben Meinung, kurz vor Mittag wurde der Beschluß gefaßt, die zwei Flöße loszuwerfen. Das große Floß, das, aus Ladeluken gebaut, und einen beträchtlichen Tiefgang hatte, trug vierzehn, das kleine nur zwei Mann. Wir schieden mit dem deutschen Gruß, nachdem das Trinkwasser redlich geteilt war. Die Stimmung war nach dieser Trennung tief gedrückt. Wir hatten versprochen, sobald wir an Land kämen, Hilfe zu senden. Das war uns dann leider nicht möglich, da die Niaser Bergbewohner sind, wenigstens an der Südwestseite, wo wir landeten.



Eduard Fries (1877-1923), von 1903 bis 1920 auf Nias, malte ähnliche Motive wie die, die im Bericht erwähnt werden¹

Jetzt kamen wir Restlichen flotter voran, es dauerte aber noch zwei Tage, ehe wir in Nias an Land gingen. Durch die Aufteilung des Wassers war unser Vorrat äußerst knapp, je Mann und Tag ein halber Becher. Eine Regenbö war aufgekommen, das Wasser, das überkam, wurde immer ausgeschöpft. Zum Glück zog die Bö bald vorüber, sonst hätte

¹ Quelle: M. Humburg/D. Bonatz/C. Veltmann (Hrsg.): Im „Land der Menschen“. Der Missionar und Maler Eduard Fries und die Insel Nias, S. 118. Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte 2003, ISBN 3-89534-493-1.

die Hälfte von uns über Bord und sich mit einer Hand daran festhalten müssen. Wir waren froh, als Land aufkam, und am 23. Januar erreichten wir Nias schlapp und ausgedörrt. Am Strande standen einige Palmen, von uns war aber keiner imstande, die Nüsse herunterzuholen.

Zuvor hatte ich auf halber Höhe des Berges ein Haus gesehen und machte mich mit Schröder dahin auf. Als wir beide näherkamen, flitzten die Eingeborenen nacheinander aus dem Haus. Wir griffen vor dem Eingang den Erstbesten auf und zeigten auf die umstehenden Kokospalmen. Er begriff sofort,



Ebd., S. 117

er kletterte hinauf und holte zwei Nüsse herunter. Eine tranken wir gleich aus, die andere nahmen wir mit an den Strand. Nun wollte der Niaser nicht mit. Es half nichts, er mußte mit, denn wir ließen ihn nicht los, gut, daß er sein Haumesser mit hatte. Am Strand angekommen, sah er unser Elend, stieg auf viele Palmen und holte uns die Nüsse herunter, auch zeigte er uns eine Wasserstelle. Die Niaser sprachen kein malaiisch, daher war nur Zeichensprache möglich. Mit Dr. Heide machte sich noch einer auf ins Dorf nach oben, und sie kamen mit der Nachricht herunter, auf Nias sei zwar kein Militär mehr, wir kämen trotzdem wieder in Gefangenschaft. Morgen früh sollten wir alle nach oben ins Dorf kommen, dort würden wir mit dem Auto nach Goenoeng Sitoli, der Hauptstadt von Nias, gebracht.

Ein Schwein wurde für uns geschlachtet, als wir am nächsten Morgen zu den Häusern der Dorfbewohner kamen. Essen konnten wir nichts, die Schleimhäute im Mund waren alle kaputt, aber die Reissuppe half uns auf. Schon kamen drei Holländer mit dem Kontrollarzt und dem katholischen Missionar, stellten die Personalien fest und sagten uns, was wir bereits wußten, und zwar, daß wir in Gefangenschaft kämen. Bei uns blieb der Besturssassistent [*Betriebsassistent*], ein netter Kerl. Wie sich beim Abschied herausstellte, sprach er fließend Deutsch und war ein Prinz aus dem Sultanat Jogjakarta. Es hieß nun, gleich käme ein Auto, das nur sieben Personen fassen könnte, wer noch gut zu Fuß war, sollte schon abmarschieren. [...]

Fortschrittlich wurden wir ausgeladen, d. h., die fünf Mann, die uns mit ihren Gewehren bewachten, paßten auf, daß wir richtig in den Eingang der Polizeikaserne kamen. Dort wurden wir in den

Raum für Gewaltverbrecher gesperrt. In diesem Gefängnis trafen wir die Deutschen vom anderen Boot. Wir erhielten jeder eine leichte Decke, je drei Mann ein Glas mit drei Zahnbürsten, Kamm und Seife, dazu einen Blechteller mit Löffel. Ferner bekam jeder eine kurze Hose und ein Hemd; paßte einer nicht hinein, erhielt er einen Sarong. Kochen taten wir selber, unser Wasserkessel, der 25 Liter faßte, diente als Kochtopf. Schweinefleisch und Reis gab es genügend, Gemüse fehlte ganz.

Einen Tag später bestellte mich der Polizeikommandant auf die Wache, der Kontrolleur von Pulu Tello wollte mich sprechen. Durch das Fenster hatte ich ihn schon gesehen, und ich weigerte mich, da hineinzugehen. Ich hatte mit ihm, dem Herrn Winkel, einmal Differenzen gehabt. Der Polizist wartete noch immer, schließlich ließ ich mich von meinen Kameraden überreden mitzugehen.

In der Wachstube begrüßte mich Herr Winkel freundlichst, erkundigte sich nach meiner Familie und kam dann auf den Untergang der „van Imhoff“ zu sprechen. Er wolle von mir wissen, wie es zugegangen sei, und ich erzählte es ihm kurz. Er sagte dazu, es stimme nicht, er habe auf Pulu Tello die Aussagen vom Kapitän und von den Offizieren der „van Imhoff“ sowie von dem Deutschen Walkowiak aufgenommen. Der Grund für die Nichtrettung der Deutschen sei gewesen, daß wir gemeutert hätten. Ich bestritt dies, der Erste Offizier selbst hätte sich damals bedankt für unser ruhiges Verhalten bei der Bombardierung. Im Übrigen hätten wir das bei der Ankunft in Goenoeng Sitoli zu Protokoll geben müssen, das er bereits gelesen habe. Damit war die Unterredung zu Ende.



Überlebende der „van Imhoff“ auf Nias
Zweiter von links, sitzend: Albert Vehring
Quelle: *Der Spiegel*, 52/1965, 22.12.1965, S. 44

Zusammenfassung des Fortgangs: Die einheimische Wachmannschaft wandte sich nach einigen Tagen „aus Unzufriedenheit“ von den Holländern ab, ließ die Deutschen frei und sperrte statt

dessen die Holländer, aber auch einige Engländer ein. Deren Bewachung wurde „Herr Fischer“ (gemeint vermutlich der Vertreter der Firma Robert Bosch von der Niederlassung Soerabaja) übertragen. Als auf Nias indonesische Beamte das Regiment übernommen hatten, aber die Verantwortung für die Gefangenen nicht übernehmen wollten, wurde das Oberkommando der Japaner in Medan eingeschaltet. Es entschied, daß fünfundzwanzig Deutsche auf Nias bleiben sollten, bis die Japaner die Insel besetzen würden. Außer Dr. K. Heidt, der in Goenoeng [Gunung] Sitoli blieb, um auf Wunsch der Japaner das Hospital zu übernehmen, reisten alle anderen ab. Vehring und die übrigen Schiffbrüchigen wurden hinüber nach Sibolga transportiert. „Dort führten uns die Japaner zu einem großen Schuppen, der von der katholischen Mission verwaltet wurde. Hier lagen Berge von Koffern, die wir in Kuta Tjané gelassen hatten, obwohl sie eigentlich mit uns nach Indien sollten. [...] Jeder durfte einen Koffer mitnehmen. In allen war alles durcheinandergewühlt.“ (S. 36)

In Medan angekommen, meldete sich Vehring mit elf anderen ab, um ins Bergland nach Brastagi in das Haus eines Deutsch-Holländers einzuziehen. Die Deutsche Botschaft in Tokyo unterstützte alle

Landsleute mit 150 Gulden im Monat, und die Schiffbrüchigen bekamen einmalig 250 Gulden. Als alle deutschen Seeleute nach Japan beordert wurden, mußten die Häuser in Brastagi geräumt werden, weil japanische Flieger dort einquartiert werden sollten. Die übriggebliebenen Deutschen zogen wieder ins Tal und bildeten Wohngemeinschaften u.a. mit Missionarsfrauen und ihren Kindern. „Herr Schur [vermutlich Herr Schurr aus Bandung, einer der Geretteten] hatte die Vertretung der Deutschen übernommen, ich selbst war sein Gehilfe und bekam die Aufgabe der Reis- und Zuckerverteilung. Mit der Zeit war mir alles zu langweilig, ich hatte nicht genug Arbeit. [...] Es gelang mir, bei einem Schweizer Hotelier unterzukommen. Herr und Frau Dünkel waren sehr nette Leute.“ (S. 38)

Dann bekam Vehring die Gelegenheit, mit einem japanischen Konvoi auf einem Torpedoboot auf das gegenüberliegende Festland zu gelangen, um schließlich in Singapur bei der dortigen deutschen Vertretung vorzusprechen. Sein Wunsch, wieder in die Handelsmarine aufgenommen zu werden oder alternativ nach Tientsin zu reisen, wo seine Frau (Hilde) und seine Kinder (Luise und Wilhelm) inzwischen lebten, erfüllte sich nicht.

Jugenderinnerungen aus Japan (1941-1944) und China (1944-1947)

3. Teil: In Nordchina bis Kriegsende

Dirk Bornhorst

Reise von Kobe nach Tientsin

Am 8. Juni 1944 kam dann nach langem Packen und endlosen Vorbereitungen der große Moment: Abfahrt 9:30 am per Zug von Kobe nach Shimonoseki. Etwa vierzig Freunde waren zum Abschied am Bahnhof. Der Zug war überfüllt, erst haben wir auf den Koffern gesessen, später aber doch Plätze bekommen.

In Shimonoseki angekommen, wurden wir in einem Hotel der Hafenstadt untergebracht, um am nächsten Tag die Fähre nach Pusan zu nehmen, heute Süd-Korea. In meinem Tagebuch steht: „Am Morgen um 9:00 Uhr Abfahrt der Fähre aus Shimonoseki. Bei der Ausfahrt Vorhänge in der Kabine zumachen...“, weil die Passagiere, immer spionageverdächtig, nicht die Hafenanlagen sehen durften. Auf hoher See angekommen, mußten alle die ganze Fahrt über Rettungsjacken tragen; die Fähre fuhr immer im Zickzack-Kurs und ein Flugzeug ständig über uns, weil vor kurzem, so hörten

wir, eine Fähre von einem amerikanischen U-Boot versenkt wurde.

Hier darf ich einen unglaublich erstaunlichen „Zufall“, 1949, also fünf Jahre später, in Pasadena, Kalifornien erlebt, dazwischenschieben. Ich war als Student bei einer Familie namens English in einem Studentenzimmer untergebracht, und mit Dick English, dem erwachsenen Sohn, befreundet. Ich erhielt einen Brief aus Deutschland von Frau Maria Vissering, mit der wir seit den Tientsin-China-Jahren gut befreundet waren und die 1949 in Lüneburg die Rote-Kreuz-Station leitete. Sie bat mich dringlich, in Pasadena einen Aufruf zu organisieren, warme Wäsche für die vielen mittellosen, frierenden Flüchtlinge aus dem Osten zu sammeln und ihr zukommen zu lassen. Ich setzte mit Erfolg einen Aufruf in die Pasadena-Zeitung und fragte zugleich auch bei meinem älteren Freund Dick English wegen einer Wäschespende an. Da das harmlose Gespräch eine dramatische Wende nahm,

möchte ich es hier aus der Erinnerung kurz wiedergeben:

“You got some warm clothing, Dick, for refugees in Germany, as you see in my ad here?” / “Sure, Dirk, I am thinking of my warm Navy Uniform, that I do not need any more.” / “So you were in the Navy, Dick, I did not know. In which unit?” / “I was a submarine commander.” / “Whereabout?” / “Oh, mostly between Japan and Korea – China.” / “You would not by any chance have been there in 1944?” / “Oh sure, Dirk, that was the year I sank a ferry between Shimonoseki and Pusan!”

Eine wahre Geschichte. Eben noch hatte Dick English uns fast versenkt, und fünf Jahre später hatte er mich, den ausländischen Freund, als älterer Gastgeber zu einer Vaudeville-Show eingeladen... Da gingen wir auch hin, uns über den Wahnsinn des Krieges verständigend, der Schicksale leider so selten in eine glückliche Freundschaft münden läßt.

Die nächsten aufregenden Reisetage möchte ich direkt aus dem Tagebuch wiedergeben:

9.6.1944: Einfahrt Pusan etwa 7:00 Uhr abends. Großer Kampf mit japanischem Beamten, der uns nicht in Pusan übernachten lassen will, angeblich Hotel überfüllt. Sehen überall dreckige, zerlumpte Kinder, Kontrast zu Japan. Müssen schließlich am selben Abend mit Express abfahren, auf Bänken geschlafen.

10.6.1944: Nächsten Morgen Fahrt durch Korea, Reisfelder, großzügigere Landschaft als in Japan... sehr schöne Fahrt. 10:00 Uhr abends mandchurische Grenze überschritten, keine Schwierigkeiten, obgleich Visum erst ab morgen gilt.

11.6.1944: Fahrt durch die Mandschurei, ungeheure Felder, Hasen, Lehmhütten. 3:00 Uhr über chinesische Grenze, Zoll ohne Schwierigkeiten, Chinesische Mauer gesehen. Fahrt durch China ähnlich wie Mandschurei. Nachts stets auf Bänken oder ausgezogenen Sitzen geschlafen. Erste Eier und Kuchen-Mani – so nannten wir in unserem Kauderwelsch einen mit Erdnüssen vermischten Kuchen (mani = spanisch Erdnuß) – werden auf Bahnhof verkauft (in Japan undenkbar)! Drei Stunden Verspätung, wahrscheinlich Schienen von Banditen aufgerissen. Verwundeter Offizier hereingetragen. Herrn Kanzler [Franz] Marks [vom Deutschen Generalkonsulat Tientsin] kennengelernt. Um 12:00 Uhr in Tientsin angekommen. Mit Not noch ein Zimmer im Imperial Hotel bekommen, auf Erde geschlafen. Nächsten Morgen bei „Kiessling & Bader“ viel, teuer gegessen!

In den nächsten Tagen alles erledigt: Konsulat, Bank; große Wohnungsnot, Schule gewesen, Dr. [Lothar] Biller, Pastor [Wolfgang] Müller. Walter

Bornhorst und Frau kennengelernt, wahrscheinlich Verwandte,¹ sehr gemütlich...

Sommerferien in Tsingtau

13.6.1944: Abends 12:00 Uhr nach Tsingtau abgefahren. Knapp Platz bekommen, bei der japanischen Beamtenbude auf Koffern sitzend zu schlafen versucht.

14.6.1944: Fahrt durch sehr öde, gegen Banditen stark befestigte Gegend. In Tsingtau ins Edge Water Mansion Hotel: wunderbares am Meer gelegenes modernes Gebäude, herrlicher Speisesaal, sehr billig!

15.6.1944: Erster Tag in Tsingtau. Alte deutsche Befestigungsanlage angeguckt, im Meer gebadet, in der Stadt bei „Flössel“² Kaffee getrunken, Schlagsahne! Spaziergang, zwei Zimmer behalten. Der Genuß des ersten Tages unseres Ferienbeginns in Tsingtau spiegelt so richtig die kommenden zwei Monate wider bis zur Abfahrt nach Tientsin am 25. August. Besonders für unsere Eltern eine wohlverdiente Erholung nach so vielen schlaflosen Nächten auf harten Bänken oder Fußböden in der durch den Krieg gefährdeten Eisenbahn. In meiner Erinnerung waren wohl die wichtigsten gleichaltrigen Freunde in den Tsingtauer Ferien Nicki (Gerhard) Voskamp, ein unkomplizierter „netter Kerl“ (Vater Deutscher, Mutter Russin), und Batzi (Barbara) Sixt (englischer Einfluß in der Familie), auch eine „Frohnatur“, beide spätere Klassenkameraden in Tientsin. Mit Nicki war Tennis, Ping-Pong, Fischen „in“, auch bauten wir ein Einmann-Holzboot, das eigentlich nur Nicki oder ich mit dauernd balancierendem Doppelpaddel vorsichtig fahren konnten, ohne gleich umzukippen. Mit beiden traf ich mich dauernd, wir spielten Monopoly oder gingen zu zwei Erfrischungspunkten, die immer wieder im Tagebuch auftauchen: bei „Flössel“ und „Ramf“, eine Bretter-Erfrischungsbude; besondere Leckereien wie Satzmilch oder auch Sauermilch genannt, mit Schwarzbrotkrümeln und Zucker waren hier sehr beliebt, auch „Iced Tea“, Eis etc.

Immer wieder ertönte der Luftalarm, auch Probealarme wurden angekündigt. Wir wanderten nach Iltis Huk, zum „The Point“ und „German Beach“ mit Felsklettern, alles nahebei, denn das Hinterland, wohin man früher Ausflüge machte, war tabu und lebensgefährlich. Im Meer war Haifischgefahr, im Tsingtau Aquarium beeindruckte mich ein Riesenhai! In der kontrollierten Bucht des Hotels war man sicher, auf dessen Floß machte die Jugend

¹ Heute meint der Verfasser, mit dem gleichnamigen Bornhorst nicht verwandt zu sein (siehe dessen Beitrag über die Mongolei, S. 7-10).

² Café Flössel: Konditorei, Café und Restaurant in der Shantung Road 42.

„Runterwerfsschlachten“, oder man unterhielt sich mit witzigen Gesprächen.

Mit meiner Mutter ging ich gelegentlich zum Aquarellieren, mit beiden Eltern zum Einkaufen, zum „Deutschen Eck“ mit Schule, Kirche etc. Wir fanden noch manche Reste deutscher Kolonialzeit, alte Postkarten, Sprachreste wie unser Zimmersteward, der immer ein Zimmer nach dem anderen machte und jedesmal verkündete: „Diese Simma fätig, anne Simma bitte.“ Oder wenn wir den Reparatur-Chef, den „Kafandi“, um etwas baten, dieser immer sogleich seine eigene Lösung wußte und uns abwimmelte mit: „Kafandi hat, Kafandi weiß, Kafandi tut.“



„Runterwerfsschlachten“ am Edgewater Mansion Hotel
Zeichnungen: Dirk Bornhorst

Die Tsingtauer Brauerei produziert auch heute noch ein international beliebtes Export-Bier. Ein Tsingtauer Freund und Tientsiner Schulkamerad hat sich sehr viel später dem Studium der deutschen Zivil- und Militärgeschichte gewidmet, und diese Untersuchungen mit vielen Daten und Namen in seiner Zeitschrift „Das Deutsche Eck“ über mehrere Jahre hin publiziert.³

Die meisten unserer neuen Tsingtauer Freunde brachten uns noch netterweise zum Abschied an die Bahn, eine liebenswerte Geste von so einem Grüppchen Europäer, verloren in diesem asiatischen Riesenreich.

³ Hermann Neukamp (1927-1987). Seine Tsingtau-Sammlung befindet sich seit seinem Tod in der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek München (BSB) und wird seitdem von Rechercheuren ausgewertet. Zur Zeit wird die Neukamp-Sammlung im Rahmen einer Diplomarbeit aufbereitet. Die BSB erhält nach und nach, wie bekannt, auch die Sammlungen des StuDeO, um sie zu verwahren und der Forschung zugänglich zu halten.

Als Schüler in Tientsin

In Tientsin lebten Ina und ich uns ruhig in den Tagen vor Schulanfang ein, bei denen Batzi gleich aktiv dabei war, mit ihr fertigten wir auch ein Tientsin-Monopoly-Spiel an. Ab und zu wurde „Kiessling & Bader“ genossen, Filme gesehen und Freunde aus Tsingtau wiedergesehen, wie die Schwender-Zwillinge Annie und Sophie, Dr. Wirtz, die Bornhost-Verwandten, Dr. Schwabe. Mit Nicki Voskamp und Horst Rosatzin mußte ich bei Fliegeralarm zum ersten Mal in einen Luftschutzkeller. Ich freundete mich nach und nach mit immer mehr Schuljungen an, wie z.B. mit Harry Poulsen. Ein schnoddriger Ton fiel mir hier in China auf, und ich notierte in mein Tagebuch: „Gespräche waren in Kobe viel sauberer und anständiger.“

Am Montag, dem 11. September 1944 war der erste Schultag! Der Schulleiter Dr. Biller hielt eine Ansprache. Dann waren wir unter uns, alle Jungs standen am Zaun, und ich Neuling mußte auf sie zugehen. Aber da ich einige, wie Nicki, Hansi Woitd und einige andere, schon kannte, war das Einleben in der neuen Gruppe mühelos. In meiner Klasse waren fünf Jungs: Rüdiger Mock, Walter Fritz, Nicki Voskamp, Hans Jürgen Pansing und ich sowie vier Mädchen: Inka Vissering, Batzi Sixt, Irene Kozer und Marina von Kepping. Ina und ich wohnten noch mit unseren Eltern im Astor House Hotel, während sie eine Wohnung suchten. Um die Hotelkosten für uns Kinder zu sparen, wurde in der Gemeinde herumgefragt, wer uns vorübergehend aufnehmen könnte. In diesen Notzeiten waren die Alteingesessenen den neuen Kriegsvertriebenen gegenüber sehr hilfsbereit, und so wurde ich zu meiner großen Freude schon am sechsten Schultag von Familie Töbich aufgenommen, die im Obergeschoß von „Kiessling & Bader“ wohnte und diese herrliche Konditorei betrieb. Ihr Sohn Heinz war eine Klasse unter mir. Ina wurde am selben Tag von der bekannten und neben der Schule wohnenden Familie Vissering aufgenommen; Inka Vissering ging ja in meine Klasse, ihr Bruder Carl Emmo war eine Klasse über mir und Ina als Jüngste drei Klassen unter Inka. Eine überaus glückliche Fügung des Schicksals, denn Inka wurde und blieb in den vergangenen vierundsechzig Jahren, also bis heute (2008), die beste Freundin von uns Geschwistern.

Unsere angenehmen provisorischen Unterkünfte bei Töbichs und Visserings mußten wir schon Ende Oktober 1944 aufgeben, als wir alle zu Familie Sperling in deren obere Etage zogen, die unsere Eltern angemietet hatten. Es war das Billigste, das sie finden konnten – wir mußten ja mit den schwindenden Reserven sehr sparsam umgehen –, und

dementsprechend unglaublich primitiv! Eine Küche gab es nicht, die mußte auf der eisernen Feuer-Nottreppe an der Außenwand improvisiert werden. Für die Bedienung fanden wir eine krüppelige alte Zugeh-Chinesin, die wohl sonst nichts um zu überleben fand, wir nannten sie „das Murkel“. Sie fand sich aber ganz zufrieden in unseren ihr behagenden Improvisationen zurecht. Das größte Schlafzimmer wurde zum Wohn-Eßzimmer, dem einzigen mit einem nachträglich eingebrachten Ofen geheizten Raum. Die zwei kleineren Schlafzimmer und das Bad komplettierten, soweit ich mich recht erinnere, die Wohnung.

In dieser kalten, ärmlichen Stadtatmosphäre ohne Grün hielt es wohl der Körper meines armen Vaters nicht lange aus; ihm wurde am 9. Januar 1945 plötzlich schwindelig, hohes Fieber, Schmerzen... in den nächsten Tagen blutiger Schleim... Arzt: Zwischenrippen-Entzündung. Es folgte Punktion, eitriges Rippenfellentzündung!! Ich zog am 29. Januar zu Familie Fritz, in ihrem Auto wurde Papi ins Krankenhaus gebracht und von Dr. Wirtz operiert. Erst am 4. Februar durften wir Kinder ihn besuchen. Da zeigte Dr. Wirtz dem zögernden Sohn, mit einem Apparat durch ein Loch – entfernte Rippe – auf das Lungenfell blickend, etwas rosa Schimmerndes...! Ina und ich besuchten Papi dann, bei Freunden wohnend, etwa alle zwei Tage im Krankenhaus, am 15. Februar kam Papi wieder nach Hause.

Ausflug nach Peking

Kurz vor der Erkrankung meines Vaters nahm meine Mutter mich in den Weihnachtsferien am 28. Dezember 1944 noch zu einem Abstecher nach Peking mit. Sie war mit Vater schon einmal kurz dort gewesen und meinte, es wäre schade, wenn ich, nur zwei Stunden Bahnfahrt von der berühmtesten und schönsten Kulturstadt Chinas entfernt, diese nicht besucht hätte.

Wir fanden im Hotel du Nord⁴ mühsam einen bescheidenen Platz, machten einen Spaziergang über

⁴ Das in der Hatamen Straße gelegene Nordhotel gehörte seit 1916 anteilig dem Deutschen Adolf Marschall

das Eis der zugefrorenen Seen zu der Flaschenpagode, der Drachenmauer, der Jadegöttin, zum Kohlenhügel, zum Krankenhaus und zur Peking Club-Eisbahn.

Mit Jörn Anner und Hansi Woitdt im Deutschen Club gegessen. Am 30. Dezember ging es durch belebte Chinesenstraßen zum eindrucksvollen Himmelstempel und zum Himmelsaltar, die meine Mutter schon beim ersten Besuch gemalt hatte,⁵ ebenso wie die Bauten der Verbotenen Stadt, wo wir damals die einzigen Besucher waren. Goldfarbene Keramik-Dachziegel waren heruntergefallen, lagen auf dem Boden! Wir hoben ein besonders schönes Endstück auf und nahmen es mit. Unglaublich, von heute aus betrachtet.

Im Peking Club trafen wir über Mittag Ulla Ott⁶ und Frau [Gisela] Laudien [Hilfslehrerin an der Deutschen Schule Tientsin]. Vom Straßenbild sind mir die roten gebackenen Äpfel in knackiger Zuckerkruste in Erinnerung geblieben, auch heiße Kastanien waren im kalten Winter sehr beliebt.

Sport und HJ-Dienst in Tientsin

Der Schulbetrieb war für mich in mehreren Aspekten neu, besonders der vielseitige Sport, von Pastor Müller gekonnt geleitet. Ich lernte rasch Rhönradfahren und

Einiges beim Geräteturnen dazu, obgleich das nie meine Stärke war, dann schon eher Bodenturnen. Den neuen Hauptsport, das Schlittschuhlaufen, brachten mir die Schulfreunde bei, die damit aufgewachsen waren. Alle liehen mir Schlittschuhe, die gekurvten Kunstlauf- und die geraden Eishockeyschuhe. Wann immer ich konnte, lief ich jetzt Schlittschuh! Wintersportler Pastor Müller hatte einfallsreich einen Segelschlitten auf Kufen fabriziert, so solide, daß er auch einen Passagier aufnehmen konnte. Er sauste auch gelegentlich, motorgezogen, da es keine Berge in Tientsin gibt, auf Skiern über einsame verschneite Straßen am Race Course... Das freute mein Skifahrerherz!

(1887-1944) und dem Österreicher Rudolf Heiss (1889-1958).

⁵ Siehe Bild im StuDeO-INFO September 2011, S. 21.

⁶ Eugen Ott, der deutsche Botschafter in Tokyo, war nach seiner Abberufung am 23. November 1942 – infolge der Spionageaffäre um Richard Sorge – mit seiner Frau Helma und Tochter Ulla nach Peking übersiedelt.



*Sport auf dem Schulhof in Tientsin
Rhönradfahren; am Hochreck Franz
Geyling, Hilfestellung Pastor Müller
StuDeO-Fotothek P0182 u. P0202*

Was den HJ-Dienst in Tientsin betrifft: Ich war ja Ranghöchster der Jugend, was mir gar nicht behagte, und daher erleichtert, daß das in Japan übliche Schulhof-Exerzieren hier vernachlässigt wurde. So versuchte ich, das einmal wöchentliche obligatorische „Diensttreffen“ in nützlichere „Heimabende“ zu verwandeln, wo wir gemeinsam etwas lernten, etwa funken mit dem Morsealphabet, die Flaggensprache, Erste Hilfe, Blutbestimmungen etc. Horst Rosatzin, unser Top-Sportler, war immer für eine freundliche Unterstützung bei diesen „Diensttreffen“ jeden Mittwoch zu gewinnen, ebenso wie ein „Uli“ lt. meinen Notizen, wohl mein erwachsener Standortführer, entsprechend Heinrich Mielke in Japan, nur daß ich mich an diesen „Uli“ gar nicht richtig erinnere.⁷ Doch muß es ein ruhiger, freundlicher Mensch gewesen sein, mit dem man reibungslos seine Pflicht erfüllen konnte. Mit zunehmender kriegsbedingter Zuspitzung der Lage in Richtung Zusammenbruch im April/Mai 1945 mußten Vorschläge der Gemeinde zu Schutzmaßnahmen umgesetzt werden, wie Schützengräben hinter der Schule auszuheben, Gasmasken aufsetzen üben etc. Ständig ertönten Vor- und Hauptalarme, im Affenwäldchen geplante Geländespiele wurden als zu gefährlich abgeblasen.

Ina erinnert sich, daß wir Schüler uns immer mit unseren Fahrrädern von den Bussen, uns an deren Rückfront festhaltend, mitziehen ließen. Begegnete uns dann unglücklicherweise ein bekannter Erwachsener, mußten wir den Bus sofort loslassen, um mit dem freien Arm „Heil Hitler“ grüßen zu können – welch ein Ärgernis!

Ende des Dritten Reichs

In Tientsin brach eine Masernepidemie aus. Ich erinnere immer noch, daß ich in den Masern dumpf versank, während dessen das Dritte Reich verschwand und ich dann in einem neuen politisch nicht existierenden Deutschland aufwachte! Meine Tagebuchnotizen mögen dieses historische und persönliche Mit- und Durcheinander illustrieren:

- 19.4. Hitlers Geburtstags-Einmarsch üben
- 20.4. Feier im Deutschen Haus (Club Concordia)
- 21.4. Hautes Etudes Dienst (so nannten wir Jugendlichen eine sportliche HJ-Zusammenkunft in der ehemaligen Französischen Konzession); Ina Fieber, Masern?
- 22.4. Ja, Ina Masern
- 23.4. Inka auch Masern
- 24.4. Sowjetische Truppen in Berlin
- 26.-28.4. von Ina-Inka isoliert, Emmo und ich wohnen bei Neukamps

⁷ Wolfgang Ulbricht (1913-2002), genannt Uli.

- 29.4. Nachricht Führer gefallen! Kein Strom, bei Kiessling Kaffee
- 30.4. Nachm. Inka Schulaufgaben gebracht, kurz bei Ludwig Glas (Masern)
- 1.5. Mussolini erschossen – schulfrei, nur Turnen. Papi erstes Mal nach drei Monaten bei Kiessling!
- 2.5. Übelkeit, wohl Masern?
- 3.5. Ja, Masern, 39,9 Fieber, Ausschlag...

Bis 13. Mai 1945 mit Masern im Bett und zu Hause, gehört, daß am 9. Mai [*einen Tag nach der deutschen Kapitulation*] Wiedemann in einer Rede gegen Hitler in harter Wahrheit viel Aufregung in der Gemeinde verursacht habe.⁸

Wieder zur Schule, Gruß sei jetzt „Heil!“ . Gut erinnere ich mich an die Geschichte vom kleinen italienischen jüdischen Jungen, der in der deutschen Gemeinde aufgewachsen war und auch jetzt noch alle strahlend mit dem gewohnten „Heil Hitler“ begrüßte. Man mußte ihm mühsam beibringen, jetzt nicht mehr so zu grüßen, auch nicht den Arm zu heben, lieber „buon giorno“ oder „Guten Tag“ zu sagen. Der Kleine habe alle zwar befremdet, aber freundlich angeguckt und sich dann dieser merkwürdig wechselnden Welt der Erwachsenen gutwillig gefügt.

Umzug ins Seebad Peitaiho

Die Eltern hielten es nun für das Beste, mit Ina nach Peitaiho umzuziehen und mich weiter die Schule in Tientsin besuchen zu lassen. Eben verkündeten die Japaner, daß jetzt scharfe Erlasse herauskämen, alle Bündnisse seien aufgehoben, demnach gab es für uns keine schützende Autorität mehr. Man meinte, es sei vielleicht günstiger, diese Zeit auf dem Lande in Peitaiho zu überstehen. Auf alle Fälle mußte mein Vater aus der Stadtluft-Misere heraus!

Am 30. Mai 1945 fand die Abschlußprüfung der 5. Oberschulklasse statt, am 31. Mai erhielten wir, die 6. Oberstufe, unsere Zeugnisse. Wir erhielten endlich den lang ersehnten „permit“, um auch nach Peitaiho reisen zu können, wohl nur aufgrund eines 10.000,00 Yuan-squeeze, erreicht von der Handelskammer. Packen, das Haus säubern, gemeinsam mit Schultes die Fahrt planen – schließlich war es so weit: Am 19. Juni 1945 abends um 9:00

⁸ Die Nachricht von den unfabbaren Verbrechen Hitler-Deutschlands löste die verschiedensten Reaktionen aus wie: Nicht glauben Können, Verrat, Entsetzen, Scham, Augenöffnen, Enttäuschung und Zerstörung aller Illusionen über die Heimat, vor allem bei der nationalsozialistisch erzogenen Jugend. Die von Generalkonsul Fritz Wiedemann am 9. Mai 1945 gehaltene Rede ist im StuDeO-INFO April 2005, S. 21f. auszugsweise wiedergegeben.

Uhr gemeinsame Abfahrt nach Peitaiho, und am nächsten Morgen in aller Frühe um 3:30 Uhr noch in der Dunkelheit mit einundzwanzig Gepäckstücken noch knapp aus dem Zug gekommen, zwei

Stunden aufs Hellwerden gewartet, um auf Maultierkarren eine schöne Fahrt von etwa einer Stunde zum Hause Vissering anzutreten, wo wir von der Familie freundlich empfangen wurden.

„Teufelchen aus dem Westen“

3. Teil: Als Schülerin der Kaiser-Wilhelm-Schule in Shanghai (1943-1944)

Lore Bürgermeister

Erste Eindrücke von Shanghai

In der Abfertigungshalle [des Flughafens] stand ein kleiner, leicht rundlicher und gemütlich wirkender Herr und wartete auf Lotte [*damals erst dreizehn Jahre alt*]. Sie faßte gleich Zutrauen und wußte, sie würde an ihm einen verlässlichen Freund für die nächste, so beängstigende Zukunft haben. Onkel Wedemeyer¹ rief eine Dreirad-Riksha herbei; das wenige Gepäck wurde schnell verstaut, und auf ging's durch die lärmgefüllte, von prallem Leben schier berstende, aufregend große Stadt. So viele Europäer hatte Lotte noch nie in den Straßen gesehen. Darunter waren welche, die zweirädrige Karren aus Holz, die hoch beladen waren, zogen und sich dabei so sehr in die Seile legten, so daß die Adern auf der Stirn anschwellen. Manche hatten nicht einmal richtige Schuhe an, sie trugen Lumpen und speckige Mützen. Einige saßen zusammengesunken am Straßenrand und boten Zeitungen feil, elend und halbverhungert. Lotte kamen die Tränen vor Entsetzen, nie hatte sie Europäer anders als wohl gekleidet in Autos und Rikshas oder in wunderschön eingerichteten, kühlen Häusern gesehen. Niemand hatte sie darauf vorbereitet, daß der weiße Mann hier mitnichten der König war, dem die Chinesen zu dienen hatten. Lottes Weltbild hatte einen Riß bekommen. Später sollte sie in Shanghais Straßen noch oft ähnlichen Elendsgestalten begegnen, die sich mühsam ein wenig verdienen, um in dieser so glanzvollen Stadt nicht unterzugehen, von der Umwelt nicht beachtet. Unter den russischen Emigranten² und den jüdischen Flüchtlingen aus Hitler-Deutschland war sich selbst

jeder der Nächste, es ging ums nackte Überleben. Lotte ahnte, daß Erwachsenwerden nicht nur Erkunden einer neuen schönen freien Welt bedeutete. Der Riksha-Kuli hatte weit zu fahren, bis sie endlich in der Great Western Road im Westen Shanghais anlangten. Alle zwölf Kinder des Heims standen zum Empfang bereit und beäugten Lotte neugierig. „Sie kann ja sogar Deutsch sprechen“, hieß es zu ihrer großen Verwunderung. Die Heimeltern und Tante Leni, die Kinderschwester, hatten gemeint, in Südchina sprächen die deutschen Kinder alle nur Englisch – was für eine Blamage! Es gab ein leckeres deutsches Abendbrot und unendlich viel zu erzählen. Dadurch konnte Lotte wenigstens ihre stille Angst vor der großen Schule mit richtigen Klassen und Schulkameraden ein wenig überspielen. Sie hatte nie eine Schwester oder auch nur eine Freundin gehabt. Nun sollte sie gleich mit zwei anderen Mädchen das hübsch eingerichtete, helle Zimmer teilen. Zur Nacht wurde gebetet und gesungen, wie zu Hause bei Mutti – wie schön, daß man nicht ständig erwachsen sein mußte.

Kaiser-Wilhelm-Schule (KWS), Weihnachtsfeier, Augenoperation

Der erste Schultag in der 3. Oberschulklasse – Lotte hatte eifrig mit den Eltern in Canton lernen müssen, um eine Klasse zu überspringen – verlief sehr viel besser als erwartet, nachdem sogleich geklärt war, daß sie tatsächlich richtiges Deutsch sprechen konnte. Sehr bald merkte sie, daß die Shanghai-Deutschen sich für das auserwählte Volk hielten, die voller Verachtung auf ihre Landsleute im Süden herabblickten. Lotte schwor, denen werde ich's zeigen. Die Klasse bestand aus dreißig Kindern aus aller Herren Länder, einige Chinesen, Russen, Schweizer und eine Japanerin waren darunter. Die Hauptsache war, man konnte dem Unterricht ohne Mühe folgen. Lotte wurde gleich von einer Lore Stein aufgefordert, sich neben sie zu setzen. Die Einführung in unbekannte Dinge wie eine Turnhalle, eine Aula mit Unterrichtsfilmern, einen großen Schulhof mit Sportanlagen übernahm Lore gern.

¹ Die Missionare Fritz C. Wehmeyer (so der korrekte Name) und seine Frau Lydia leiteten das Kinderheim der „Allianz-China-Mission in Shanghai“, unter welchem Namen diese evangelische Missionsgesellschaft 1889 in Barmen gegründet worden war. 1922 in „Allianz-China-Mission“ und später in „Allianz-Mission-Barmen“ umbenannt, erhielt sie schließlich den Namen „Allianz-Mission“, den sie heute noch führt. – 1952 mußten alle Missionare China verlassen.

² Flucht nach der Oktoberrevolution 1917.

Nach einigen Tagen konnte sie sich mit Vorsagen bei kniffligen Fragen revanchieren. Nur in Mathematik hatte sie wie immer Schwierigkeiten. Wie gut, daß die Jungs auf der anderen Seite des Ganges hilfsbereit waren.



*KWS und Deutsche Ev. Kirche, Great Western Road 3
StuDeO-Fotothek P8002*

So liefen die Wochen schnell dahin, und Weihnachten nahte mit Riesenschritten. Nun stellte sich bei Lotte doch Heimweh ein, und die Briefe aus Canton, die nur in unregelmäßigen Abständen eintrafen, hat sie sehnsüchtig erwartet. Bei der Hitlerjugend wurde für einen großen Basar gebastelt, und die Mitglieder der Deutschen Frauenschaft machten Laubsägearbeiten und strickten um die Wette, im Kinderheim wurden heimlich Gedichte gelernt und Weihnachtslieder auf dem Klavier mit Geigenbegleitung eingeübt. Es wurde winterlich kalt, und Lotte freute sich, daß Mutti ihr so viele warme Sachen besorgt und mitgegeben hatte. Die hatte man in Südchina nie gebraucht und daher auch nicht besessen.

Es wurde ein wunderschöner, unvergeßlicher Heiligabend mit einem riesigen Tannenbaum, großen Geschenktischen und herrlichem Essen. Tante Wedemeyer hatte sich selbst übertroffen. Unermüdet war sie durch die Geschäfte geeilt und auf den Markt gefahren, um vor allem ihre großen Jungen satt zu bekommen. Es machte richtig Spaß, in der großen Gemeinschaft zu leben, zumal es an Liebe und Geduld nie mangelte. Lotte hatte es wohl besser als manch anderes Kind, das nicht so gut in der Schule vorankam. Zu Hause hatte sie schon als kleines Mädchen Anpassungsfähigkeit gelernt, hinzu kam die vom Vater geerbte Lebensfreude, die einen in allen Lagen immer noch das Beste herausfinden ließ.

Beim Besuch einer Freundin war man erstmals auf Lottes Augen aufmerksam geworden, sie hatte nämlich seit der Geburt einen Silberblick, der sie aber nie weiter gestört hatte – nur die dumme Brille ging ständig verloren oder entzwei. Nach Rücksprache mit den Eltern in Canton wurde die Operation durch einen renommierten deutschen Spezialisten angesetzt. In den Sommerferien ging es los;

das deutsche Paulun-Hospital erwies sich als ein reibungslos funktionierendes Krankenhaus mit Herz. Lotte wurde trotz der verbundenen Augen und der kleinen Sandsäcke rings um den Kopf, die ihn ruhigstellten, die Zeit nicht lang. Am liebsten hörte sie morgens das „Na, mein Engel, wie geht's?“ des Herrn Professor [Dr. med. Christoph Schwarzenburg von der Tongji-Universität] mit seinem süddeutschen Tonfall. Sie hat ihn noch lange verehrt und ist sogar später auch in Hamburg seine dankbare Patientin gewesen. Die Schwestern ließen es sich nicht nehmen, Lotte lange Geschichten von der Familie Pfäffling vorzulesen, und alle fünfzehn Klassenkameradinnen kamen nacheinander zu Besuch. Lotte war glücklich, endlich gehörte sie dazu.

Und das trotz der höflichen Frage des Deutschlehrers [Dr. Martin Krebs] kurz vor Ferienbeginn, ob die Leute in Südchina nicht wie die Affen auf den Bäumen wohnten. Lottes Vater hielt man kurzerhand für einen Missionar, die in der Rangordnung bei der feinen Gesellschaft in Shanghai und anderswo ziemlich weit unten angesiedelt waren. Sehr zu unrecht, wie Lotte wußte. Aber daß ihr Vater hanseatischer Kaufmann sei, in Hamburg geboren und aufgewachsen, mußte sie doch wutentbrannt ihrem Lehrer entgegenschleudern. Darauf ist sie nämlich ihr Leben lang sehr stolz gewesen.

Übrigens, gerade ihren Deutschlehrer hat sie sehr zu schätzen gelernt. Es verging kein Schultag, an dem nicht ein Aufsatz, auch über den gerade durchgenommenen Stoff in Geschichte, fällig wurde. Lotte besaß eine reiche Phantasie und ein hervorragendes Gedächtnis; bereits auf dem Heimweg von der Schule war alles im Kopf fertig und mußte nur noch ins Heft geschrieben werden. Englisch war ohnehin kein Problem, und Latein machte ihr ausgesprochenen Spaß. Erdkunde bei ihrem Klassenlehrer, dem bei allen sehr beliebten „Papa Dörring“, war höchst interessant, zumal es ihm gelang, bei den auslandsdeutschen Kindern, die kaum je in Deutschland gelebt hatten, die Liebe zu ihrem fernen Vaterland zu wecken. Aber nicht nur das – er erzählte ihnen farbig von seinen vielen Reisen durch ihr Gastland, das viele Erwachsene kaum interessierte. Man lebte in seiner deutschen Kolonie möglichst unter Landsleuten und freute sich über gute Geschäfte, auch während des Krieges. Natürlich gab es auch rühmliche Ausnahmen – nicht umsonst lehrten viele deutsche Wissenschaftler und Gelehrte an Shanghais Universitäten. Aber nur die wenigsten Kaufleute hatten sich die Mühe gemacht, die komplizierte chinesische Sprache zu erlernen, von der Schrift ganz zu schweigen.

Alle Welt sprach mehr oder weniger gut Englisch, die lingua franca des ganzen Fernen Ostens, und

die chinesischen Dienstboten und die kleinen Angestellten in den Läden und Firmen beherrschten alle Pidgin English. Sogar von der Loreley gab es ein Gedicht: "Have got one piecee plitty girlie sittie topside mountain..." Die Bettler rasselten vollendet: "No papa, no mama, no whisky, no soda" [siehe Bild] herunter, sobald sich ein Ausländer blicken ließ.

Eine große Freude bereitete es Lotte, daß zu Beginn des neuen Schuljahrs ihr Bruder Horst auftauchte, dazu noch ihr bester Freund Gerd [Wagner], mit dem sie sich seit dem ersten gemeinsamen Schulbesuch in Hongkong aufs beste verstand. Die Berichte über die Eltern und die beiden kleinen Brüder in Canton klangen beruhigend – Lotte brauchte sich keine Sorgen zu machen. Inzwischen wurde sie auch immer zu den Geburtstagen von allen Schulfreundinnen eingeladen, was eine Aufwertung bedeutete.

Ganz unten angesiedelt wollte Lotte nie sein. Am besten von allen Mädchen gefiel ihr die große blonde Ingrid. Alles konnte sie, singen, Gedichte aufsagen, am Reck wie eine Meisterin turnen. In ihrer Jungmädchel-Kluft sah sie wie ein echtes deutsches Mädchen aus. Lotte war zu ihrem großen Kummer innerhalb der beiden Mädchen-Riegen beim Turnen stets die Kleinste und bekam beim Durchzählen längst nicht immer eine Partnerin ab. Dann blieb sie traurig am Feldrand stehen und schaute den anderen voller Neid zu; dem Herrgott, mit dem sie sonst eigentlich ganz gut konnte, warf sie vor, ihr keine längeren Beine mit auf den Weg gegeben zu haben – und die Haare hätten wenigstens blond sein können. Ingrid war aber kein wenig eingebildet, und so ergänzten die beiden Mädchen einander prachtvoll trotz aller äußerlichen Unterschiede.

Das Singen bei Herrn Hehlmann machte ja eigentlich Spaß, und Lotte ging gern in der sechsten Stunde zum Chorsingen. Er brüllte alle ganz schön an, wenn sie den Einsatz verpatzten, aber im Ergebnis konnte sich die Kaiser-Wilhelm-Schule bei allen nationalen und anderen Feiertagen auf jedem Gebiet sehen lassen. Ein russischer Klassenkamerad, der im Deutschunterricht als faul und dumm galt, spielte wie ein Virtuose Klavier, so daß das Schulorchester gemeinsam mit ihm viele Werke einstudieren konnte. Es gab Theater- und Kultur-

abende, einmal berichtete sogar ein deutscher Offizier, der wohl auf einem Blockadebrecher nach Shanghai gekommen war, von seinen Erlebnissen an der Front. Lotte hatte sich alle Kriegsfilme wie „U-Boote westwärts“ angeschaut und sang mit Begeisterung die Lieder von der „Erika auf der Heide“ und den „Bomben auf Engelland“, ohne zu ahnen, welche Schrecken sie in ganz Europa angerichtet hatten.

Im Kinderheim

Lottes Leben und das der anderen Kinder im Kinderheim der Allianz-China-Mission verlief in ruhigen Bahnen, liebevoll umsorgt von den Wedemeyers, die im Laufe der Zeit immer mehr Kinder aus zerrissenen deutschen Familien aufnahmen, die nicht immer leicht zu erziehen waren. Viele böse Erlebnisse durch Krieg und Internierung der Väter im fernen Britisch-Indien – es war nicht allen Familien gelungen, sich rechtzeitig ins neutrale und japanisch-besetzte Gebiet zu begeben – hat die jungen Menschen verstört.

Eines Tages kam ein kleines blondes Mädchen mit blauen Augen und Apfelbäckchen ins Heim. Die Mädchen sollten zusammenrücken, dann könne man ohne weiteres noch eine Bettstelle neben dem von Lotte aufstellen. Natürlich wurde die halbe Nacht gefragt und erzählt. Gisela Behrend, Missionarstochter, hatte schon viele Jahre ihre Eltern nicht mehr gesehen, die auf einer

Missionsstation im freien Teil Chinas lebten; nur ab und zu schlüpfte ein Brief durch die Linien. Ihr Heimweh hat sie aber, wie ihre beiden Brüder, immer tapfer unterdrückt. Sonst wäre im Kinderheim sicherlich das große Heulen ausgebrochen, denn auch viele andere sehnten sich nach den Eltern oder dem fernen unbekanntem Vater.

Ein Neuankömmling hieß Else-Lotte, wurde aber prompt auf Lottes Betreiben nur Else gerufen. Ihr Vater, hieß es, sei als deutscher Soldat an der Ostfront bei den Eisenbahnern, ihre Mutter, eine emigrierte Jüdin, wohnte in erbärmlichen Verhältnissen im Shanghaier Judenviertel Hongkew [Hongkou]. Voller Verzweiflung war sie schweren Herzens zum Deutschen Generalkonsulat gegangen und hatte um Hilfe für ihr Kind gebeten. Das schwere Schicksal der Kleinen konnte Lotte keineswegs beeindrucken, mit Juden wollte sie nichts zu tun haben. So sehr hatte sich schon die Propa-



„Kein Papa! Keine Mama! Kein Essen! Kein Whisky Soda! Bitte Geld!“
Aquarell von Friedrich Schiff

Quelle: Maskee.

A Shanghai Scetchbook by Schiff
(siehe dazu S. 40)

ganda der Nazis in ihrem kindlichen Gehirn festgesetzt. Nach langen, sehr geduldig geführten Gesprächen mit Tante Leni, der Kinderschwester, erlaubte Lotte als Stubenälteste dann doch gnädig die Aufnahme der kleinen Else. Sie fand unter den jüngeren Kindern im Heim weniger Voreingenommene und lebte sich schnell ein. Sie hat immer gern und sehr stolz von ihrem Vater erzählt.

Während der langen Sommerferien hatten die Kinder nie Langeweile. Solange es noch nicht so heiß war, spielten sie mit „alle Mann“ Jägerball rund ums Haus. Nie hat jemand geschimpft, es sei zu laut; in China war ohnehin jeder an Enge und viel Lärm gewöhnt. Wenn einer fröhlich und vergnügt war, durften alle daran teilhaben. War ein Familienangehöriger gestorben, hörten die Kinder in der Nacht jenseits des hohen Gartenzauns die Klageweiber laut heulen. Am Tag darauf hörte man Marschmusik, wenn der Tote unter Geleit der gesamten Nachbarschaft zur letzten Ruhe getragen wurde, voran in einem großen blumengeschmückten Rahmen das Bild des Verstorbenen, die Angehörigen in langen, weißen Gewändern.



Geburtstagsfeier von Lisa Wong (Mitte), Shanghai 1944. Die Verfasserin zweite von rechts

Abends saßen sie beisammen und sangen alte deutsche Volkslieder, irgend jemand konnte alle Strophen auswendig, und so ging es immer weiter. Lotte hätte auch gern hinter der Tür in ihrem Zimmer versteckt gelesen, aber elektrischer Strom war sehr knapp und mußte gespart werden. Wenn es drinnen zu warm war, wurden die Matratzen auf den Rasen gelegt, und bei Mond- und Sternenschein haben die Kinder dann alle bis zum frühen Morgen von ihrem Zuhause oder auch von dem fernen unbekanntem Deutschland geträumt. Am schönsten war es sonntags nachmittags; wie stets hatte die Hausmutter vom Koch reichlich Stopfkuchen backen lassen, so daß für ein langes Schlagballspiel unter Leitung des Hausvaters reichlich Kraft vorhanden war. Da es im Hause genügend Personal gab, brauchten die

Kinder nicht mit anzufassen und konnten das sommerliche Leben in vollen Zügen genießen.

Als im Juni 1944 die Invasion [der Alliierten in der Normandie] begann und Tante Wedemeyer traurig zu Lotte meinte, jetzt sei der Krieg wohl endgültig verloren, antwortete sie voller Zuversicht, es sei ja noch ein weiter Weg bis nach Deutschland. In der Schule hing aber eine große Europakarte mit vielen Fähnchen, die mit beängstigender Geschwindigkeit immer weiter in Richtung Berlin zurückgesteckt werden mußten.

Lotte war eine eifrige Leserin des „Ostasiatischen Lloyd“ und wußte genau über die momentane Lage Bescheid. Voller Stolz hatte sie ein Buchgeschenk von ihrer Mädelschaftsführerin dafür entgegengenommen, daß sie am besten bei einem Frage- und Antwortspiel abgeschnitten hatte. Es gab einen Sender in den Räumen oberhalb der Schule, der unter „XGRS“³ in ganz China Nachrichten in mehreren Sprachen verbreitete. Eine Monatsschrift namens „XXth Century“ erschien regelmäßig, womit Lotte ihren ungeheuren Wissensdurst stillen konnte.⁴

Aber sie war genauso gern auch noch Kind. Freunde ihrer Eltern holten sie zuweilen mit ihrem großen amerikanischen Auto ab, das mit Holzkohlengas betrieben wurde, und ab-ging's zu Kiessling & Bader zum Pflaumenkuchen-Essen oder zu deren Gartengrundstück mit Pavillon außerhalb Shanghais, wo Lotte nach Strich und Faden verwöhnt wurde,

was sie natürlich ganz herrlich fand. Ihr Bruder Horst wollte viel lieber bei den anderen Jungs bleiben, denn da war ja viel mehr los. In der Schule kam auch er bestens zurecht, so daß es nie an Freunden mangelte, die eben mal schnell abschreiben wollten. Lottes Probleme mit den Naturwissenschaften wurden schließlich mit Hilfe des geduldigen Bruders gelöst. Ansonsten wollte er nicht viel von seiner „großen“ Schwester wissen, die sich ihrerseits freute, nicht die Verantwortung für ihn übernehmen zu müssen.

Ingeborg Körner
 Hedwig Thierne
 Lore Heise
 Luise Nestler
 Erika Schuster
 Adriana Mudo Nordene
 Lisa Wong
 Renate Rogge
 Judith Schmäge
 Erika Sarda
 Ingrid Galle
 Lore Körner
 Doris Galle
 * Schnappst an Lisa
 Wang Geburtstag
 1944

³ Deutscher Radiosender (German Radio Station).

⁴ Die englischsprachige Monatszeitschrift „XXth Century“, herausgegeben in Shanghai von Klaus Mehnert, erschien von Oktober 1941 bis Juni 1945. StuDeO besitzt die Ausgabe fast vollständig.

Die Nachkriegszeit in Shanghai

Irma Dagmar Mayer

Auszüge aus der „Autobiographie“ von Irma Dagmar Mayer geb. Segel. Im Original englisch, übersetzt und eingesandt von ihrer Tochter Emanuela Mousley.

Nachdem der Sieg der Alliierten verkündet war, herrschte in Shanghai eine festliche Atmosphäre. Übergroße „V“-Zeichen und rotweißblaue Girlanden schmückten Fassaden und Straßen. Amerikanisches Militär in schmucken Uniformen, meist Marineleute, von den an den Werften des Bunds ankernden Schiffen beurlaubt, bevölkerten die Straßen, vor allem im Internationalen Bezirk. Uns zuvor unbekannte Eßwaren, etwa Marshmallows und köstliche Corn Flakes, aber auch Berge von „Army Surplus“-Dosen waren in Nahrungsmittelgeschäften erhältlich. Wie so oft gab es auch negative Auswirkungen wie die zunehmende Inflation, mit denen wir uns abgeben mußten.

Im Herbst 1945 wurde die deutsche Kaiser-Wilhelm-Schule beschlagnahmt. Ihre Schüler mußten in Privathäusern unterrichtet werden. Wir brachten die Klasse unserer Tochter Emanuela vorübergehend in unserem Haus unter. Man muß zugeben, daß die amerikanischen Behörden großzügig genug waren, uns die Evangelische Kirche ungestört zu überlassen, was ermöglichte, einige Klassen in den Räumen des Kirchturms unterzubringen (siehe dazu Abb. S. 27). Im folgenden Jahr überließen sie uns auch einige provisorische Klassenzimmer auf dem Gelände der Shanghai American School für unsere Schüler.



*Emanuela und Walter Mayer,
Ingrid Noll (rechts)
Shanghai 1948*

Ingrid Noll kam im Herbst 1946 neu in Emanuelas Klasse. In jenem Jahr fand der Unterricht im Speisezimmer von Studienrat [Anton] Amann statt. Ihr Vater, Dr. med. Kurt Noll, früherer medizinischer Berater der Regierung Chang Kai-sheks in Nanking, hatte jetzt seine Familie nach Shanghai gebracht. Emanuela und Ingrid wurden beste Freundinnen, auch Ingrids Geschwister kamen mit unseren Kindern öfters zusammen. Ingrid war eine

hochbegabte Schülerin, besonders im Fach Deutsche Literatur.¹

Allmählich wurden die Privathäuser der Shanghai-Deutschen konfisziert. Da Walter, mein Mann, sich stets geweigert hatte, der Nationalsozialistischen Partei beizutreten, trotz des starken Drucks der Firma und der deutschen Gemeinde, hofften wir jetzt auf bessere Behandlung seitens der alliierten Behörden. Dennoch bestand die Gefahr, daß wir unser Haus verlieren könnten. Vorsichtshalber brachten wir deswegen unsere besten Möbel, Teppiche und chinesischen Kunstwerke im Hause unserer Bekannten, Dr. Chang und seiner Ehefrau, unter. Einiges verstaute wir auch bei unseren früheren Diensthofen Ta Yeh und seiner Frau, die uns während der Nachkriegszeit treu blieben. Beide waren bei uns seit Ausbruch des Krieges zwischen den USA und Japan, nachdem deren früherer Arbeitgeber, der Leiter der Texaco-Filiale in Shanghai, nach Amerika abgerufen wurde. Nun war der Chef nach Shanghai zurückgekehrt, und die Diensthofen wurden wieder von ihm engagiert. Nebenbei gesagt, fühlten sie sich während der Jahre, die sie bei uns verbrachten, wie ein Teil unserer Familie. Wir kannten ihre Söhne und Enkel. Das älteste Enkelkind besaß den unglaublichen Namen „Mu Ren Shi“ (niemand liebt mich), da das erstgeborene Kind der Familie verstorben war und die Eltern hofften, damit den Einfluß böser Geister verhindern zu können. Der zweite Junge hieß „Lao Tieh“ (altes Eisen) – er kam in einer Riksha zur Welt – und der Jüngste „Ta Ping“ (großer Frieden), geboren am Tage des Kriegsendes.

Unsere Sorge, das Haus zu verlieren, war wohlbegründet, da uns die Gefahr drohte, evakuiert zu werden. Zu unserem großen Glück wurde unser Haus aber einem Dr. Ho Feng Shen, Informationsminister der Nationalchinesischen Regierung in Nanking, als vorübergehende Residenz zugewiesen. Jedoch, nachdem er uns kennengelernt hatte und von der kleinen Ulrike, unserer Jüngsten, bezaubert war, überließ er uns das Haus. Seine attraktive Ehefrau und er belegten nur eines unserer

¹ Ingrid Noll studierte später in Bonn Germanistik und Kunstgeschichte. Das Schreiben war von Jugend an ihr „geheimer Wunsch“ gewesen. Im Alter von 55 Jahren gelang ihr der Durchbruch mit dem Kriminalroman „Der Hahn ist tot“ (1991). Seitdem hat die „deutsche Patricia Highsmith“ sechzehn Bücher, meist Krimis, veröffentlicht; einige davon wurden verfilmt.

Schlafzimmer und ein Bad während ihrer Aufenthalte in Shanghai. Sie nahmen alle Mahlzeiten mit uns ein. Ein glücklicher Zufall war außerdem, daß er in München studiert hatte und fließend Deutsch sprach. Viele Jahre später stellten wir in Kanada fest, daß er als Gesandter in Wien in den dreißiger Jahren vielen Juden bei der Ausreise nach Shanghai behilflich war und jetzt in der jüdischen Gemeinde als großer Wohltäter gilt.

Nach einigen Monaten wurde Dr. Ho Feng Shen als Gesandter nach Ägypten berufen. Unsere Familie erlebte also alle Vorbereitungen, die eine so wichtige Angelegenheit erfordern, mit. Zum Abschied wurde von seinen Freunden und Kollegen ein großes Festessen organisiert. Mein Mann und ich waren als einzige Europäer eingeladen



Minister Dr. Ho Feng Shen mit Walter, Ulrike und Emanuela

und durften neben Dr. Ho und seiner Gattin Platz nehmen. In seiner Dankesrede nannte Dr. Ho uns seine guten Freunde; er sei eigentlich nur gekommen, um unser Haus zu übernehmen, habe aber statt dessen eine lebenslange Freundschaft mit uns geschlossen. Sie zeigte sich dann darin, daß nach seiner Abreise die Nationalchinesische Regierung uns nie wieder belästigte.

Da die Firma Melchers, so wie alle anderen deutschen Firmen, nach dem Krieg die Arbeit einstellen mußte, konnte mein Mann sich nur noch auf seine chinesischen Freunde verlassen. Er erhielt Aufträge als Geschäftsberater.

Obwohl wir schwere Zeiten durchmachten, ging es uns immerhin besser als vielen anderen Deutschen, die China mit wenigen Koffern verlassen mußten. Einige unserer Bekannten, darunter mein früherer Kollege Carl Puttfarcken,² verbrachten vor der Ausweisung nach Deutschland einige Zeit in einem Lager. Shanghaier anderer Nationalitäten verließen China damals ebenfalls, wie etwa unsere englischen Nachbarn und die deutsch-amerikanisch/englischen Freunde seit unserer Hochzeit Agnes Arndt Blair mit Familie (Agnes war die Schwester von Edward J. Arndt und Tochter des China-Missionars Rev. E. L. Arndt).³

² Er war bei Fa. Siemssen & Co., Shanghai tätig.

³ Siehe StuDeO-INFO Dezember 2005, S. 12-14.

Um nun aber wieder zu unserer Familie zurückzukehren: Finanziell bessere Zeiten erwarteten uns jetzt. Nach einer, wie erwähnt, schwierigen Periode als Berater erhielt mein Mann glücklicherweise eine gute Anstellung bei der Schweizer Firma Liebermann-Wälchli, zuerst als Leiter der Import/Export-Abteilung und später als Manager, zuständig für ganz China.

Da unser Heim nicht mehr in Gefahr stand, beschlagnahmt zu werden, und unsere finanzielle Lage momentan gesichert war, wurden unsere Möbel sowie alles, was unsere guten chinesischen Freunde für uns aufbewahrt hatten, wieder eingeräumt. Um diese Zeit kaufte mein Mann auch eine schöne Sammlung chinesischer Antiquitäten, Tontöpfe und Porzellan, sowie einige Möbelstücke aus Rosenholz.

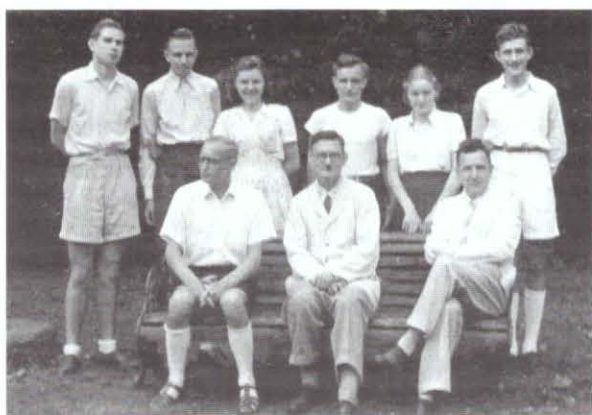
Während dieser Jahre gingen Walter, unser Sohn, und Emanuela weiter zur Schule, und zwar unterrichtet von ehemaligen in Shanghai gebliebenen Lehrern der Kaiser-Wilhelm-Schule. Der Unterricht fand später im „Deutschen Heim“, einem Gebäude in Hungjao statt, in dem deutsche Flüchtlinge aus Niederländisch-Indien untergebracht waren.⁴ Einige deutsche Shanghaier, die ihr Haus hatten verlassen müssen, zogen damals ebenfalls in das Heim. Dann folgte ein Jahr, in dem der Unterricht in kleinen Räumen im Turm der deutschen Evangelischen Kirche stattfand, teilweise sogar auf der Empore im Kirchenschiff. Glücklicherweise hatten die Schüler weiterhin den Vorteil, von Lehrern des ehemaligen pädagogischen Kalibers und nach dem offiziellen Lehrplan unterrichtet zu werden. Wegen der geringen Zahl der verbliebenen Schüler wurden Walters und Emanuelas Klassen zusammengelegt, wobei die Lehrer sich bemühten, an Walters Jahrgang etwas höhere Ansprüche zu stellen.



*Deutsches Heim in Hungjao
Quelle: Wolfgang Träger*

⁴ Lt. Peter Cortum wurde das ehemalige italienische Krankenhaus für die NI-Frauen und ihre Kinder nach ihrer Ankunft 1941 angemietet.

Nachdem noch weitere Lehrer Shanghai verließen, wurden Leute aus anderen Berufen engagiert, etwa Dr. Bartels für Chemie und Dr. Liedtke, ein ehemaliger Universitätsprofessor, für Mathematik und Physik. Leider hatte er mehr Neigung zur Philosophie und Interesse an Astronomie als am vorgeschriebenen Lehrplan und war vollkommen unfähig, Disziplin durchzusetzen.⁵ Für Emanuela waren es aber die schönsten Schuljahre; jeder Tag verlief voller Spaß und ohne Hetze.



v.li.: Heinz Schulze, Jürgen Schwarzenburg, Gisela Bürklin, Hans-Heinz Tröger, Emanuela Mayer, Hans Steffens.
Sitzend die Lehrer v.li.: Anton Amann (Englisch, Französisch, Latein), Dr. Wilhelm Liedtke (Mathematik, Physik) und Heinrich Döring (Geographie, Geschichte)

In jener Zeit kamen die Freunde unserer Kinder – Ingrid Noll mit Geschwistern, Gisela und Renate Schmelzer sowie Ingrid Stennes – öfters an Sonntagnachmittagen zu uns. Sie genossen Apfel- und Zwetschgenkuchen in unserem gemütlichen Wohnzimmer. Ingrids Bruder Werner führte dabei Schraden mit ihnen auf. Unsere kleine Ulrike, obwohl viel jünger, war gerne dabei.

Wie schon erwähnt, fand der Unterricht der deutschen Schule in den letzten Jahren in provisorischen

⁵ Dr. Liedtke ist sehr wahrscheinlich identisch mit dem „Professor“ in Ivar Lissners Erinnerungen „Vergessen, aber nicht vergeben“. Der Journalist hatte seinen hochverehrten, aber lebensuntüchtigen Berliner Lehrer auf seine Reise nach Ostasien mitgenommen, weil er befürchtete, daß der buchstäblich „zerstreute Professor“ allein nicht zurechtkommen werde. Als Lissner von einer Japanreise nicht zu dem gemeinsamen Wohnsitz in der Mandchurei zurückkehrte, weil er von der Kempeitai, der japanischen Geheimpolizei, verhaftet worden war, schlug Liedtke sich in China als Hauslehrer oder, wie in Shanghai und zeitweise auch in Peking, als „Hilfslehrer“ durch. Anfang 1948 wurde er Hauslehrer bei den Günthers in Tangshan in Nordchina, wo er Wolfgang und Anita Günther sowie deren Cousin Hans Schell unterrichtete. Nach einem halben Jahr mußte er aber wegen pädagogischer Unfähigkeit entlassen werden, weswegen ihm die Kinder im Alter zwischen acht und elf Jahren „auf der Nase tanzten“.

klassenräumen auf dem Gelände der amerikanischen Schule statt. Von fortschrittlichen Ideen aus den USA beeinflusst, standen die Stühle nicht in Reihen, sondern um gemeinsame Tische gruppiert. Das war ein neues Erlebnis für die Schüler. Ein außerordentlich begabter junger Mann aus der Gemeinde, Karl-Heinz Bredebusch, unterrichtete Mathematik und Physik.

Da sich die amerikanische Kirche auf demselben Gelände befand, lud die Gemeinde unsere Kinder bald zur Sonntagsschule und zu Freitag-Jugendabenden ein. Gemeinsam mit ihnen verbrachten ihre Klassenkameraden Käthe Wehmeyer, Esther Wilhelm und Gisela Bürklin, Kinder deutscher Missionare der „Allianz China Mission“, die Abende Auch ihr Schulkamerad Heinz Schulze hatte viel Spaß.

Zwei Weihnachtsfeiern aus jener Zeit bleiben in besonderer Erinnerung: Emanuela wurde zur Maria im Krippenspiel in der Evangelischen Kirche bestimmt; sie fühlte sich richtig geehrt. Walter las das Weihnachtsevangelium, Hans-Heinz Tröger und Jürgen Schwarzenburg waren abwechselnd Josef, Esther Wilhelm die Wirtin, andere Kinder der Gemeinde die Hirten und Könige.



Walters und Emanuelas Konfirmation fand am Palmsonntag 1949 statt. Da Pastor Fritz Maass, seit Jahren unser Geistlicher, Shanghai schon verlassen hatte [mit der „Marine Lynxx“ im Juli 1947], segnete Pastor Wilhelm die Jugendlichen nach erfolgreichem Konfirmandenunterricht ein. Die wenigen übrigen Konfirmanden waren Viola Chang, Ingrid Halle, Gudrun Schilk, Henning Melchers und Hans-Heinz Tröger.

Während unserer letzten Jahre in Shanghai verbrachten wir, wie auch viele der hier verbliebenen Landsleute, fast jeden Sommertag in einem Freibad, zuerst in einem Klub in Hungjao, später im „Cercle Sportif Français“. Mit Sandwichs und Getränken bepackt zogen wir los in die brennende Sonne!

Damals verließen auch die letzten in Shanghai verbliebenen deutschen Lehrer die Stadt. Walter und Emanuela besuchten jeweils ab September 1948 bzw. 1949 die "Shanghai British School", Ulrike ab September 1950. Anfangs fiel es ihnen etwas schwer, sich der Disziplin anzupassen – nach der *laissez faire*-Atmosphäre der letzten Jahre, aber sie fanden sich bald zurecht. Im Dezember 1949 bzw. 1950 bestanden Walter und Emanuela das "Cambridge Matriculation"-Examen mit "London University Examination Exemption" auf der Basis ihrer "First Class"-Resultate.

Ab Januar 1950 besuchte Walter das "College Français", bestand das Baccalaureat-Examen und begann im September sein Ingenieurstudium an der "Université l'Aurore", der von Jesuiten gegründeten französischen Universität. Das war in unserem letzten Shanghaier Jahr. Im Sommersemester 1950 ordnete die neue kommunistische Regierung an, Vorlesungen seien in chinesischer Sprache zu halten, mit nur einer kurzen Zusammenfassung auf Französisch. Das war natürlich ziemlich schwierig, aber Walter hatte zum Glück noch seinen französischen Text!

Die neue Regierung

Weiteres über die politischen Entwicklungen: Im Sommer 1948 näherten sich die kommunistischen Truppen, und Shanghai versuchte, sie mit Schützengraben und Bunkern aufzuhalten. Es war eine Zeit der Unsicherheit und Sorge für uns. Bald hörten wir Schüsse in Hungjao, also ganz in unserer Nähe. Dann kam die entscheidende Nacht, die Nacht vom 24. auf den 25. Mai 1949. Mao Tse-tungs Truppen kamen immer näher. Auf der Rue Fergusson, hinter unserem Haus, hörten wir das Getrappel der fliehenden nationalchinesischen Soldaten. Shanghai kapitulierte.

Am nächsten Morgen blieben unser Frühstückstisch ungedeckt und das Frühstück unzubereitet. Keine Spur von unserem Koch und der Amah, die Hintertür stand demonstrativ offen. Nach einer guten Weile erschien der Koch, um uns zu erklären, die Situation habe sich geändert: Ausländer seien jetzt unten und Chinesen obenauf! Zum Glück verließ er uns bald darauf. Uns blieb der Kuli, der uns wohlgesinnt war.

Unter dem neuen Regime patrouillierten Soldaten auf allen Straßen. Zettel mit primitiven handschriftlichen Mitteilungen wurden überall angebracht, auf Chinesisch und Englisch. Uns Ausländern wurde versichert, uns werde nichts passieren, solange wir die Vorschriften und Gesetze der neuen Regierung einhielten. Kurzwellen-Radio-Nachrichten aus dem Ausland zu hören war allerdings verboten.

Auf den Straßen und in den Geschäften hörte man überlaute Propaganda. Auch wir Ausländer waren gezwungen, stehen zu bleiben und zu lauschen – mitunter recht zeitraubend. Uns taten die chinesischen Arbeiter leid, die dadurch viel Zeit und sicher auch Einkommen verloren. Täglich sahen wir Lächerparaden auf den Straßen. Die Hauptfigur war stets der Amerikaner, ausgestattet mit "stars and stripes"-Zylinderhut und Anzug. Fast immer war die Figur mit einem Messer durchstoßen, das Blut vom Körper tropfend. Unsere jungen chinesischen Freunde wurden bald von dieser Propaganda negativ beeinflusst. Sie erklärten, der amerikanische Präsident Truman nütze nur zum Cocktail-Trinken. Wir gaben vor, mit allem einverstanden zu sein, da die jungen Menschen aufgefordert waren, Leute, die die kommunistische Ideologie kritisierten, anzuzeigen. Einmal forderten chinesische Freunde Emanuela auf, einen chinesischen Film anzusehen. Sie war beeindruckt, besonders von der wunderschönen Aufnahme des Sonnenaufgangs, der die Ideologie des neuen Chinas symbolisieren sollte. Sehr bald jedoch nahmen unsere chinesischen Freunde von uns Abstand, da Bekanntschaft mit Ausländern Verdacht erweckte.



Soldaten der Volksbefreiungsarmee auf dem Bund

Quelle: Lynn Pan: Shanghai.

A Century of Change in Photographs 1843-1949, S. 149

Allmählich fühlten wir uns von der Außenwelt abgeschnitten. Keine Nachrichten über Kurzwellen-Radio oder aus unabhängigen Zeitungen und Zeitschriften. Ein mageres Blatt, "The People's Liberation News", die landwirtschaftlichen Fortschritte der neuen Regierung preisend, durfte als einziges Nachrichten bringen. Von Zeit zu Zeit kamen Soldaten zu unserem Diener, um ihn über unser Verhalten auszufragen. Da Erl Jou uns wohlgesinnt war, hatten wir wenig zu befürchten.

Unser Abschied von Shanghai

Unter der neuen Regierung war meines Mannes Position als Manager der Schweizer Firma Liebermann-Wälchli nicht ohne Risiko. Sie forderte immer mehr Steuern und Abgaben von den verbliebenen ausländischen Firmen. Sie wärmte alte Gerichtsprozesse wieder auf, Prozesse, die schon vor dem Krieg von der früheren Regierung verbindlich erledigt worden waren. Mein Mann wurde als Vertreter der Firma zum Gericht der "People's Liberation"-Regierung zitiert. Die Verhandlungen, die ernste Themen über internationalen Handel und Gesetze betrafen, fanden unter unglaublich primitiven Umständen statt. Vor dem Richtertisch befanden sich Fahrräder, Pingpong-Turniere liefen im hinteren Teil des Raumes! Aus diesen Verhandlungen heraus wurde mein Mann verhaftet, einmal für einige Stunden, einmal sogar für eine ganze Nacht. Er befand sich unter Verbrechern, Uhr, Gürtel und Schnürsenkel wurden konfisziert. Glücklicherweise wurde er dann aber ohne weiteres wieder entlassen. Von den kommunistischen Behörden verhaftet zu werden war jedoch kein Spaß. Selbstverständlich wurden ihm die Gründe seiner Verhaftungen nie erklärt!

Bald nach diesen Ereignissen fing mein Mann an, seinen wichtigsten Comprador zu überreden, die Firma während unseres „Urlaubs“ in Europa stellvertretend zu leiten. Da mein Mann ihn finanziell gut ausstattete, ging der Comprador glücklicherweise auf das Angebot ein, und wir waren bereit, uns nun auf den Abschied von China vorzubereiten. Wir wollten keine kostbaren Möbelstücke, Bücher, Silber oder chinesische Curios zurücklassen. In eine zimmergroße Kiste wurde alles verpackt und an die Liebermann-Wälchli-Filiale in Hongkong verschifft. Da es verboten war, Curios zu mitzunehmen, wurden sie als Vasen getarnt oder unter Leintüchern versteckt. Es was eine anstrengende Arbeit, aber am Ende erfolgreich: Alles, einschließlich Porzellan und Gläser, traf nach zwei Jahren und Tausenden von Meilen unversehrt in Toronto ein!

Vor der Verschiffung hatten sich jedoch noch Schwierigkeiten eingestellt. Die Kiste stand schon auf dem Kai, als die Behörden anordneten, daß alles, wirklich alles ausgeräumt und untersucht werden müsse. Zwei junge Deutsch-Studenten waren beauftragt, jedes der 800 Bände klassischer Literatur und Bücher unserer China-Bibliothek auf negative Äußerungen über ihre Heimat hin zu überprüfen. Höchst interessiert, verbrachten die jungen Leute einen ganzen Tag bei unglaublicher Junihitze im Shanghaier Hafen! Nichts wurde konfisziert, und die Kiste reiste über den Huangpu ab. Nach

einer Woche voller Angst erhielten wir die Bestätigung, unsere Kiste habe Hongkong unversehrt erreicht.

Jetzt standen wir vor der Aufgabe, das kommunistische China zu verlassen. Da wir keine Pässe besaßen, mußten wir als erstes entsprechende Papiere beim französischen Generalkonsulat in Shanghai beantragen, da sich der Heimatort unseres Vaters in der damaligen französischen Zone Deutschlands befand. Dann kam die große Frage: Wohin? Da die Verhältnisse im Deutschland der Nachkriegszeit ungünstig waren, beschlossen wir, die Einwanderung in Kanada und/oder Australien zu beantragen. Genehmigungen für beide Länder erhielten wir alsbald.

Als nächstes mußten wir ein Ausreise-Visum bei der zuständigen Behörde beantragen. Ein Vorgang nicht ohne Hürden. Ausführlich wurden unser Privatleben und das Geschäft meines Mannes untersucht, die Namen aller Antragsteller in den Zeitungen veröffentlicht. Eine Gelegenheit für alle, Einspruch zu erheben. Zweimal wurde uns das Visum gewährt, doch beide Male fast sofort wieder entzogen. Warum, wurde uns natürlich wiederum nie erklärt. Nach der dritten Genehmigung verließen wir Shanghai gleich am nächsten Morgen, das Frühstücksgeschirr auf dem Tisch, die Moskitonetze auf den ungemachten Betten.

Es war ein trauriger Abschied – von unserem Haus, das wir fünfzehn Jahre bewohnt hatten, von Shanghai, unserer Heimat. Ein Auto brachte uns zum Bahnhof. Wir blickten alle mit traurigen Gesichtern aus den Fenstern in Sorge, daß wir Shanghai nie wiedersehen würden.

Wir verbrachten zwei unglaublich heiße Tage im Zug nach Canton. Es war Anfang Juli. Kalte Getränke waren nicht erhältlich, da alles Ausländische damals in China verboten war. Heißen Tee trinkt man in China bei jeder Witterung, und heißer Tee wurde serviert. Obwohl wir in bequemen Abteilen untergebracht waren, kam keine Kühle herein. In Canton angekommen, wurden wir gründlich überprüft und unsere vielen Koffer viermal inspiziert. Photoalben bereiteten den Beamten besondere Mühe, weil sie negative Bilder von China entfernen sollten. An der Grenze zwischen China und Hongkong, in Sumchung, gab es zum letzten Mal eine höchst intensive Kontrolle. Mein goldenes Armband wurde konfisziert, aber gleich wieder zurückgegeben, als der Beamte hörte, wie lange wir in China ansässig gewesen waren.

Dann kam der Moment, an dem wir die Brücke zum freien Hongkong überschritten. Wir verließen unser geliebtes China und sahen einer ungewissen Zukunft entgegen.

Torte mit Stäbchen. Eine Jugend in Schanghai

Renate Jährling

Hornfeck, Susanne: Torte mit Stäbchen. Eine Jugend in Schanghai. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, Reihe Hanser 2012, 377 S., ISBN 978-3-423-62500-5, – € 12,95.



Die Germanistin und Sinologin, Übersetzerin und Autorin von Sachbüchern legt nach „Ina aus China“ (siehe StuDeO-INFO April 2008, S. 32) ihren zweiten fiktiv-biographischen Roman speziell für junge Leser vor, der an ihr Debut anknüpft: Die zehnjährige Inge Finkelstein, 1928 im Jahr des glückbringenden Drachens geboren, ist in ihrer brandenburgischen Heimatstadt mit der kleinen Ina befreundet, die ihr viel von Shanghai erzählt und auch ein bißchen Chinesisch zu sprechen und zu schreiben beibringt. So tritt die blonde Inge mit den langen Zöpfen als einzige der Familie vorbereitet und erwartungsvoll die weite Reise ins Exil an. Sie ist sehr gespannt, wie man Torte mit Stäbchen ißt.

Ihr Vater, Wilhelm Finkelstein, besaß eine Konditorei, die in der Pogromnacht am 9. November 1938 von SA-Horden verwüstet wird. Er selbst wird ins KZ eingeliefert. Marianne, seine nichtjüdische Frau, kann mit viel Glück schnell eine Passage für drei Personen auf der „Conte Biancamano“ buchen, so daß ihr Mann freikommt, allerdings mit der Auflage, umgehend Deutschland zu verlassen. Wilhelm ist lange tief verstört und versteckt seinen im KZ rasierten Schädel unter seinem Hut und nimmt ihn nur in der Kabine ab, die er selten verläßt. Dagegen genießt Inge die aufregende Schiffsreise und schließt Freundschaft mit dem etwas älteren Max, der ihr später in Hongkou eine Verdienstmöglichkeit bieten wird.

Nach einem Monat im damals japanisch besetzten Shanghai angekommen, wird die Familie, wie alle anderen Emigranten auf dem Schiff, vom „Jüdischen Hilfskomitee“ empfangen und vorläufig in eine Massenunterkunft, in ein „Heim“ im nördlichen Stadtteil Hongkou, eingewiesen. Viele Gebäude liegen nach den kriegerischen Auseinandersetzungen von 1932 und 1937 noch in Trümmern.

Während Inge voller Neugier sich munter umschaut und die Mutter wie immer entschlossen sofort zu Werke geht, beklagt der Vater verzagt das Unglück, in das er seine Familie gestürzt hat. Die Mutter sucht Rat im Büro des Hilfskomitees, das von dem reichen Bagdader Juden Sassoon unterstützt wird, und erhält dort, d.h. im Embankment Building, als Starhilfe einen Scheck einer amerikanischen Hilfsorganisation. Für Inge kommt die in Hongkou gelegene „Kadoori School“ in Frage, eine 1939 zur Aufnahme der Emigrantenkinder eingerichtete Schule, in der auf Englisch unterrichtet wird. Als die Berater den Kontakt mit Curt Fiedler vermitteln, der in der Bubbling Well Road 1199 im Westen der Internationalen Konzession das „Café Federal“ mit Konditorei, Bäckerei und Restaurant betreibt und eine Fachkraft sucht, erwacht der Vater aus seiner Erstarrung.

Konditormeister Finkelstein erhält die Stelle in der Backstube, und die Familie kann zwei Zimmer im Hinterhaus beziehen, und das zur besonderen Freude von Inge, der der Sohn des Hauses, Simon Fiedler, Sanmao genannt, sogleich gut gefallen hat. Der Vater ist zufrieden, daß er seine Familie wieder ernähren kann, und die Mutter trägt mit Näharbeiten – sie hatte die „Singer“, ihre Nähmaschine, aus Deutschland mitbringen können – zum Unterhalt bei.

Nebenbei bemerkt: Das Café gab es tatsächlich. Laut ADO (Adreßbuch für das Deutschtum in Ostasien) führten Carl und Rosa Fiedler das „Café Federal“, das gemeinhin „Café Fiedler“ genannt wurde, mindestens schon seit 1925. Ein Curt Fiedler wird ab ADO 1932-1933 bis ADO 1939 (letzte Ausgabe) als Mitarbeiter geführt. Hierzu bemerkt die Verfasserin jetzt gegenüber StuDeO: „In der Familie ‚heißt es‘, er sei mit einer Chinesin verheiratet gewesen. Weiteres ist nicht bekannt. Der gemeinsame Sohn Sanmao ist also reine Fiktion. Ich habe diese erfundene Figur meiner Protagonistin an die Seite gestellt, um ihr den Weg in die fremde Kultur zu erschließen.“ –

Im Frühjahr 1943 verschlechtert sich die Lage der meisten rund 18.000 Emigranten dramatisch, weil eine Proklamation der Kaiserlich-Japanischen Armee verfügt (S. 196f.), daß alle Flüchtlinge ohne Paß innerhalb von drei Monaten, spätestens am 18. Mai 1943, „auf Grund militärischer Notwendig-

keit“ ihren Wohn- und/oder Geschäftssitz in einen bestimmten Bezirk von Hongkou verlegen müssen. Um ihn verlassen zu dürfen, benötigt man in der Regel Passierscheine. Offiziell als „Designed Area“ bezeichnet, nennen die Betroffenen den überfüllten Bezirk später „Ghetto“. Die Finkelsteins beziehen einen Raum in einem einfachen chinesischen Haus ohne fließend Wasser und ohne Toilette, in dem es im Sommer unerträglich heiß wird.

Das Leben geht aber irgendwie weiter. Der Vater arbeitet stundenweise als Aushilfe im „Delikat“, dem Wiener Caféhaus in der Chusan Road. Max, der sich jetzt im Export/Import-Geschäft betätigt, stellt Inge als Fahrradbotin ein, weil sie keinen Passierschein braucht. Im Juli 1945 verstärken die Amerikaner ihre Bombenangriffe auf Shanghai, am 17. Juli trifft es Hongkou – etwa zweihundert chinesische Opfer und vierunddreißig Tote unter den Flüchtlingen sind zu beklagen. Als Japan im August kapituliert und der Krieg endlich aus ist, dürfen sich die Emigranten in Shanghai wieder frei bewegen. Inge, inzwischen siebzehnjährig, möchte in der lieb gewonnenen neuen Heimat und in Sanmaos Nähe bleiben und schreibt sich in der Language School der St. John's University ein.

In den Jahren danach bemühen sich fast alle Emigranten um die Ausreise nach Israel, Australien oder in die USA, so auch die Eltern Finkelstein. Nur wenige hundert von ihnen kehren im Sommer 1947 in ihre alte Heimat Deutschland oder Österreich zurück. –

„Torte mit Stäbchen“ ist ein außergewöhnlich gut recherchierter historischer Roman, der auf wahren Begebenheiten beruht und die jugendlichen Leser in seiner frischen und direkten Art ansprechen wird. Susanne Hornfecks Sach- und Ortskenntnisse

sind unauffällig, aber detailgenau und realistisch in eine spannende Story vom Leben der Emigranten in Shanghai eingeflochten. Wenn allerdings Sanmao Fiedler erklärt, daß er seiner chinesischen Mutter wegen die deutsche Kaiser-Wilhelm-Schule nicht besuchen darf und als Gründe nennt: „Denen bin ich nicht arisch genug“ und „Da gehen nur Diplomatensohnen oder Kinder von deutschen Geschäftsleuten hin“ (S. 85), so entspricht dies nicht der Realität, wie etwa der Schul-Jahresbericht 1938-1939 zeigt.

Richtig dagegen ist, daß es zwischen den beiden deutschen Gruppen in Shanghai, nämlich den damals so genannten Reichsdeutschen – Astrid Frey-eisen gibt in „Shanghai und die Politik des Dritten Reiches“ deren Zahl für Ende 1937 mit 1.990 an (S. 43), zu denen nach Kriegsbeginn die Flüchtlinge aus Niederländisch-Indien (rund 70 Personen) und von anderswo hinzukamen – und den Emigranten, fast keine Kontakte bestanden, weil die NSDAP-Leitung in China sie verbot. Nicht alle Reichsdeutschen hielten sich daran, agierten aber meist nur heimlich. Man verschwieg seinen jüdischen Arzt, half unter der Hand, was aber bei der Vielzahl der Emigranten und ihrer Not kaum ins Gewicht fiel, oder kaufte dem Verbot zum Trotz im jüdischen Kindermodengeschäft „Sunny Boy“ ein. Die hübschen Kindersachen, oftmals im süddeutschen oder österreichischen Stil gehalten, waren sehr begehrt, zumal es in den Kriegsjahren kaum deutsche Importware zu kaufen gab. Viele der Emigrantinnen hielten sich und ihre Familien mit Näharbeiten über Wasser (siehe dazu die Anzeigen und die „Singer“, Abb. S. 38), so wie auch Marianne Finkelstein, die in Hongkou eine sehr spezielle Marktlücke entdeckt und genutzt hat.

Besprechung der Publikation von Hans Georg Prager

Tsingtau/Qingdao: Deutsches Erbe in China

Gisela Kallina

Prager, Hans Georg: Tsingtau/Qingdao: Deutsches Erbe in China. Graz: Ares-Verlag 2011, 252 S., 147 Schwarz-Weiß- und 34 Farbabbildungen, 9 Karten und 4 Faksimiles, Hardcover-Ausgabe, ISBN: 9978-3-902475-93-0. – € 29,90.

Gleich im Vorwort weist Hans Georg Prager, der Autor dieser bemerkenswerten Neuerscheinung, darauf hin, daß es notwendig sei, beim Rückblick auf die Genese des 1898 geschlossenen deutsch-chinesischen Pachtvertrages von Kiautschou sich der Zwiespältigkeit deutscher Einflußnahme in

Ostasien bewußt zu sein. Denn die heute so verpö-



nten „kolonialen Machtansprüche“ seien eben nur eine Seite der Medaille. Auf der anderen stünden die für das Kolonialgebiet erbrachten positiven Leistungen, weswegen Prager den zeit-

genössischen chinesischen Historiker Jing Dexiang

mit einem richtungweisenden Zitat zu Wort kommen läßt, nämlich: „Man mußte sich aus dem Widerspruch zwischen moralischem und historischem Urteil lösen.“

Vom Fischerdorf zur vitalen Metropole

Rückblick: Der wesentliche Beweggrund für die Besetzung der Kiautschou-Bucht bestand darin, in China einen deutschen Flottenstützpunkt zu etablieren. Die Besetzung erfolgte am 14. November 1897 durch Landungsabteilungen deutscher Kriegsschiffe, vorgeblich zur Vergeltung der bestialischen Ermordung zweier katholischer Missionare der Steyler Mission durch ortsansässige Chinesen. Im Gefolge des am 6. März 1898 abgeschlossenen Pachtvertrages entwickelte sich dann aus dem kleinen Fischerdorf die vitale Metropole des Deutschen Schutzgebietes. Tsingtau wuchs nämlich innerhalb nur weniger Jahre zu einer ansehnlichen Stadt heran, die 1914 schon 70.000 Einwohner zählte. Im Gegensatz zu anderen deutschen Kolonien wurde Tsingtau dem Reichsmarineamt unterstellt, das über zwei Stränge regierte: einer Zivil- und einer Militärverwaltung.

Wie zahlreiche Photographien zeigen, unterschieden sich die Gebäude und städtebaulichen Anlagen kaum von denen einer damaligen deutschen Stadt. Hinzu kam noch der Bau der Schantung-Eisenbahn, die eine Verbindung zum Hinterland mit seinen wertvollen Rohstoffen herstellte. Das führte



u.a. zur Etablierung zahlreicher Niederlassungen renommierter deutscher Unternehmen, während die Errichtung moderner Hafenanlagen einen regen Handelsschiffsverkehr nach sich zog.

Mit Ausbruch des Ersten Weltkrieges veränderte sich die Lage der deutschen „Musterkolonie“ grundlegend. So besetzte die japanische Armee unter Mißachtung der chinesischen Neutralität Kiautschou und kam damit den Engländern zuvor. Zwar verteidigten sich deutsche Land- und Marinetruppen acht Wochen lang erbittert gegen die etwa zehnfache Übermacht, mußten dann allerdings doch kapitulieren, wobei rund 4.500 Deutsche in japanische Kriegsgefangenschaft gerieten. Das bekannteste Lager der Japaner lag in Bando auf der kleinsten der vier japanischen „Shikoku“-Halbinseln. Die durchschnittliche Haftdauer der deutschen Kriegsgefangenen betrug fünfeinhalb Jahre.

Wegen des eher deutschfreundlich eingestellten japanischen Militärs war ihre Behandlung aber überwiegend korrekt, wie Zeitzeugen berichteten. Fazit dieses Zeitabschnitts: Mehr als siebzehn Jahre hatte das deutsche Schutzgebiet Tsingtau Bestand, danach geriet es gewaltsam in die Hand der Japaner.

In den folgenden Jahren erlebte Tsingtau wechselnde Regime, wobei die Kulturrevolution unter Mao Zedong die deutlichsten Spuren hinterließ. Das heutige China, das seine staatlichen Aufgaben im pragmatischen Umgang mit der kommunistischen Ideologie in vielen Bereichen erfolgreich löst und sich auf der Weltbühne als stürmisch wachsende Wirtschafts- und Technologiemacht präsentiert, vollzog auch eine allmähliche Annäherung des asiatischen Riesenreiches an Europa.

Der rote Faden: Tsingtau gestern und heute

Hans Georg Prager, einer der bedeutendsten Publizisten im maritimen Metier, vermittelt neben dem Schwerpunkt-Thema „Tsingtau“ auch chinesische Geschichte in ihren unterschiedlichen Epochen. Er bezieht in seine Schilderungen die weltweit einmaligen asiatischen Kulturschätze ein und beschreibt die vielfältigen chinesischen Herrscherperioden mit ihren typischen Merkmalen. Des weiteren kann sich der Bücherfreund an Bildern von landschaftlichen Schönheiten erfreuen und bekommt die für Europäer schwer begreifliche chinesische Seele verständnisvoll erläutert.

Tsingtau gestern und heute, das ist der anschaulich beschriebene rote Faden des Buches, wobei es dem Autor hervorragend gelungen ist, eine Brücke in die Gegenwart zu schlagen.

Die Volksrepublik betreibt nämlich einen erheblichen Aufwand, um den alten deutschen Stadtkern zu erhalten. Schließlich hat sich die jetzige Acht-Millionen-Stadt zum Anziehungspunkt für Touristen aus aller Welt entwickelt. Das rege Interesse an den denkmalgeschützten Bauten aus der deutschen Gründerzeit erscheint ungebrochen, ja es nimmt sogar zu.

Kurzum: wer das Buch gelesen und die hochinteressanten Bilder und Karten gesehen hat, wird das Werk nicht einfach ins Regal zurückstellen, sondern es auch später – immer wieder einmal – in die Hand nehmen und darin blättern. Er wird feststellen, daß die Kenntnis der Kolonialgeschichte das Fundament einer deutsch-chinesischen Freundschaft bilden kann, zumal da der Autor ihm die vorbildliche Planung und Entwicklung von Tsingtau/Qingdao wirklich nahegebracht hat.

Ebd., S. 85

Buchempfehlungen

Renate Jährling¹

Baumbach, Sybille / Huckeriede, Jens / Thorn, Claudia (Hrsg.): Atmen und halbwegs frei sein. Flucht nach Shanghai. Katalog einer Ausstellung im Museum für Hamburgische Geschichte, Hamburg, 20. Mai bis 17. Juli 2011. Bezugsadresse: cohen+dobernigg Buchhandel, 20357 Hamburg, Sternstr. 4, Tel. 040-40185110, E-Mail: buch@codobuch.de. – € 19,80 plus Versand.

Der Katalog zitiert im Titel eine Briefstelle von Stefan Zweig aus dem Exil: „Schon atmen und halbwegs frei sein, ist heute eine Gnade...“. Die zugrundeliegende Ausstellung entstand in Kooperation der Stadt Hamburg mit dem Shanghaier Bezirk Hongkou. Ursprünglich war geplant, den Katalog zweisprachig auf Deutsch und Chinesisch zu veröffentlichen. Meinungsverschiedenheiten inhaltlicher Art führten aber zum Ausstieg der Chinesen aus dem Projekt, so daß er erst im November 2011 verspätet erscheinen konnte (S. 11).

Der reich illustrierte Katalog liegt zweisprachig vor, nun aber auf Deutsch und Englisch. Er behandelt detailliert in fünf Kapiteln die besondere Rolle Shanghais als Zufluchtort für jüdische Flüchtlinge aus Europa während der Zeit des Nationalsozialismus unter folgenden Überschriften: „Juden unter nationalsozialistischer Herrschaft“; „Auf dem Weg nach Shanghai“; „Hongkou – ein neues Leben in fremder Umgebung“; „Abschied, Aufbruch, Ankunft“; „Was bleibt“.

Es liegt auf der Hand, daß Hamburger Emigranten im Mittelpunkt des Interesses stehen; aus deren Besitz stammt auch das meiste Bildmaterial. Man geht davon aus, daß etwa 500 Hamburger Juden eine Zuflucht in Shanghai fanden. Die Flüchtlinge mußten damals einen „Fragebogen für Auswanderer“ ausfüllen (Abb. S. 18), in dem ihr Ziel anzugeben war, eventuelle Steuerschulden bezahlen, sich dann offiziell bei ihrer Gemeinde ab- und schließlich in Shanghai beim Deutschen Generalkonsulat anmelden (S. 24f.).

Nach dem Einsetzen der systematischen Entrechtung der damals als „Nichtarier“ abgestempelten Mitbürger im Jahre 1938 war ihre Auswanderung

zwar anfangs erwünscht, sie wurde dennoch behindert durch Vermögenskonfiskation und andere Schikanen. Dadurch konnte nur ein Teil der persönlichen Habe und, laut einer geltenden Devisenbestimmung, ein Betrag von gerade einmal 10 Reichsmark mitgenommen werden. Auf dieser Basis war es den meisten unmöglich, in der Fremde ohne Hilfe zu überleben oder gar eine neue Existenz aufzubauen. In Shanghai fanden sie Unterstützung durch ortsansässige jüdische Hilfsorganisationen, denen sich auch Christen verschiedener Nationalitäten sowie jüdische Organisationen in den USA anschlossen (S. 72ff.).

Die deutschen Emigranten reisten in der Regel auf dem Seeweg nach Shanghai aus, wie es in den 1930er Jahren allgemein üblich war, vor allem mit deutschen und italienischen Linien (S. 49ff.). Der Landweg mit der Transsibirischen Eisenbahn wurde gemieden wegen der erforderlichen Durchreiseweise und der zahlreichen Zollschranken (S. 56ff.). Eine genaue Zahl der vor der Verfolgung des Nationalsozialismus nach Shanghai geflüchteten Juden ist nicht bekannt. Der Katalog nennt die Zahl von rund 17.000 Emigranten (S. 88), daneben ist von exakt 15.342 „staatenlosen Flüchtlingen“ laut einer Aufstellung der SACRA (Shanghai Ashkenazi Collaborating Relief Ass.) vom 17. Mai 1943 die Rede (S. 72).

Dieses Datum bezeichnet das Ende der Zwangsumsiedlung in das auf 2,5 qkm begrenzte Areal in Hongkou (nicht 1,5 qkm, wie auf S. 96 angegeben). Der Stadtteil bildete für die Emigranten von Anfang an das Zentrum des jüdischen Lebens mit sog. „Heimen“, Schulen, Cafés, Theater und anderen

sozialen Einrichtungen. Ihre Wohnsituation und die Verdienstmöglichkeiten waren erheblich eingeschränkt, obwohl sie sich im ganzen Stadtbereich bewegen und im Prinzip überall niederlassen konnten. Im Februar 1943 forderte aber die japanische Besatzungsmacht alle seit 1938 eingewanderten Flüchtlinge ohne Paß in einer Proklamation auf, nach Hongkou umzuziehen. Daß die Japaner damit ihren „deutschen Verbündeten entgegenkommen“



Ebd., S. 124

¹ Soweit nicht anders angegeben.

wollten (S. 97), wird gemeinhin angenommen, ist jedoch nicht belegt. Mehrere Historiker haben sich mit dieser Frage auseinandergesetzt, u.a. Astrid Freyisen, um schließlich festzustellen, daß es keine Belege deutscher Beteiligung an der Ghettoisierung von 1943 gibt („Shanghai und die Politik des Dritten Reiches“, S. 458ff., Fußnoten 335 u. 339). Zeitzeugen berichten, das Areal in Hongkou sei nicht eingezäunt gewesen; statt dessen hätten quer über die Straßen gestellte Tische als Begrenzungen und zugleich als Kontrollstellen gedient.

Erst die Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde durch Japan am 3. September 1945 gibt den Exilanten die Bewegungsfreiheit zurück und eröffnet ihnen mit US-amerikanischer Hilfe die Möglichkeit, in ein Land ihrer Wahl auszureisen.

In der Rückschau (siehe „Was bleibt“) blicken ehemalige Flüchtlinge auf ihre Zeit in Shanghai mit Dankbarkeit zurück. Stellvertretend sei hier Sonja Mühlberger geb. Krips zitiert, die 1939 im Country Hospital in Shanghai geboren wurde: „Für meine Eltern war ihre Zeit in Shanghai sicherlich sehr hart. Aber ohne das Leben im Exil Shanghai hätte ich nicht überleben können [...]“ (S. 153) Sie engagiert sich seit vielen Jahren für dessen Aufarbeitung durch Vorträge, Publikationen, Homepage (www.rickshaw.org) und weltweiter Korrespondenz. Kennengelernt haben wir uns bei unserer Teilnahme an dem Forum „Flucht in die Freiheit – Shanghai als Exil“ vom 25. bis 28. September 1997 in Wuppertal (siehe StuDeO-INFO Dezember 1997, S. 17-20).

Hahn, Peter (Hrsg.): Emil Krebs. Kurier des Geistes. Badenweiler: Oase Verlag 2011, 263 S., reich illustriert, Taschenbuch. ISBN 978-3-88922-097-4. – € 14,80.

Noch heute gilt der Sinologe und Dolmetscher Emil Krebs (1867-1930) als eines der größten Sprachtalente der Menschheitsgeschichte. Er beherrschte schließlich sage und schreibe achtundsechzig Sprachen in Wort und Schrift, hatte sich mit über hundert Sprachen (ohne Dialekte) befaßt und eine umfangreiche Privatbibliothek mit ca. 7.500 Schriften und Büchern in nahezu einhundertzwanzig Sprachen hinterlassen. Er eignete sich Sprachkenntnisse mit einer Leidenschaft an, die allein den obwaltenden Phänomenen der menschlichen Sprache galt. Ihm ging es nicht in erster Linie darum, in allen seinen Sprachen zu kommunizieren. „Ein gelehrter Herr, der sich in 45 Sprachen ausschwig“, witzelte jemand nach einem offiziellen Essen (S. 125).

In seiner Studienzeit widmete sich Krebs zunächst der evangelischen Theologie und den Rechtswissenschaften (Staatsprüfung 1891), konzentrierte

sich dann jedoch auf das Studium östlicher Sprachen und Kulturen, insbesondere auf das Chinesische. Das zu studieren war seit 1887 am Seminar für Orientalische Sprachen und Kulturen an der Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin möglich, was u.a. Kolonialbeamte, Handelsreisende auf ihren Einsatz im Osten vorbereiten sollte.

Am 30. September 1893 trat Krebs in den Auswärtigen Dienst ein und wurde sogleich als Dolmetscher nach Peking entsandt. Seine Ernennung zum Legationsrat erfolgte 1913. Im selben Jahr heiratete er die 1906 geschiedene Amande Heyne, die mit ihrem Ehemann und zwei Töchtern (geb. 1900 und 1903) in Tsingtau gelebt hatte. Er verzichtete auf die Ernennung zum Konsul, vermutlich, weil er die Sprachstudien als seine eigentliche Berufung betrachtete.



Dolmetscher Krebs, damals vom Auswärtigen Amt freigestellt und dem Reichsmarineamt unterstellt, war bei jenem Marinengeschwader, das am 14. November 1897 die Bucht von Kiautschou besetzte (S. 112 f.). Er wurde in die Verwaltung des Pachtgebiets übernommen, um z.B. die Korrespondenz mit den chinesischen Provinzialbeamten und die Bekanntmachungen zu bearbeiten sowie die chinesischen Presseberichte auszuwerten. Die Belagerung der Gesandtschaften in Peking während des Boxeraufstandes erlebte er nicht mit, weil er erst im Oktober 1900 nach deren Rückeroberung wieder an die Kaiserliche Gesandtschaft berufen wurde. Er nahm dann aber an den Verhandlungen des sog. Boxerprotokolls teil (Unterzeichnung am 7. September 1901) und begleitete Prinz Adalbert von Preußen 1904 bei seiner Chinareise (S. 122). Krebs wurde persönlich, etwa ab Frühjahr 1902, mehrere Male in die Verbotene Stadt eingeladen. Die Kaiserinwitwe Cixi (1835-1908) „unterhielt sich mit besonderer Vorliebe gerade mit ihm, als dem sorgfältigsten und besten Sprecher des Chinesischen unter den Ausländern.“ (S. 130f.)

Nach Ausbruch der Kämpfe um Tsingtau 1914 mußte man in der Kaiserlich Deutschen Gesandtschaft in Peking zusammenrücken: „Flüchtlinge aus Tsingtau mußten auch in der Krebschen Wohnung untergebracht werden, die Familie des Sinologen Richard Wilhelm [...] und die Frau des Gouverneurs von Kiautschou Meyer-Waldeck mit ihren drei Kindern.“ Am 14. März 1917 überbrachte ein Abgesandter des chinesischen Außenmini-

steriums „bemerkenstwertweise Krebs und nicht dem Gesandten“ die Mitteilung vom Abbruch der diplomatischen Beziehungen. Emil Krebs reiste mit seiner Frau und ihren Töchtern dann schon am 25. März mit einem bereitgestellten Diplomatenzug nach Shanghai ab und traf nach einer Reise via USA am 23. Mai 1917 in Berlin ein (S. 144f.) Nach dem Krieg wurde er im Auswärtigen Amt im Chiffrierdienst und schließlich im Sprachendienst eingesetzt, ohne China je wiederzusehen. Der damalige Leiter Gautier kommentierte seine Arbeit bewundernd mit den Worten: „Krebs ersetzt uns 30 Außendienstmitarbeiter.“

Die Monographie würdigt Krebs und seine herausragende Begabung. Eckhard Hoffmann, sein Großneffe, hat dafür viel Material zusammengetragen und mehrere Aufsätze verfaßt. Der Band wird angereichert durch Fachbeiträge, wie „Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte“, „Das Gehirn eines Sprachgenies“, „Sprache und Diplomatie“, und durch die 1893 veröffentlichte Erzählung von Otto Julius Bierbaum „To-lu-to-lo oder Wie Emil Türke wurde“, in deren Hauptperson sein schlesischer Landsmann und ehemaliger Kommilitone Krebs zu ahnen ist.

Verfaßt unter Verwendung von
Veröffentlichungen des Auswärtigen Amtes

Kaminski, Gerd: Der Blick durch die Drachenhaut. Friedrich Schiff: Maler dreier Kontinente.

Die Nr. 1 der Reihe des Vereins zur Pflege des Gedenkens an den österreichischen Maler und Humanisten Friedrich Schiff erschien zugleich als Nr. 41 der Berichte des Ludwig Boltzmann Instituts für China- und Südostasienforschung, Wien 2001, 131 S., ISBN 3-9500567-4-2. Bezugsadresse: ÖGCF, Josefstädterstr. 20/24, A-1080 Wien; E-Mail: lbichina@netway.at. – € 20,00 zzgl. Porto. Der Titel der chinesischen Übersetzung lautet „Lao Shanghai Fu Shi Hui“, erschien 2003 in Shanghai. „Wenn Du einen Drachen malst, malst Du seine Haut; es ist schwer, seine Knochen zu malen. Wenn Du einen Menschen siehst, siehst Du sein Gesicht, aber nicht sein Herz“, sagt ein altes chinesisches Sprichwort. Friedrich Schiff hat es widerlegt. Er hat die Menschen gemalt und ihnen dabei ins Herz geschaut (S. 5).

Der Wiener Maler wurde 1908 als Sohn des erfolgreichen Portraitmalers Robert Schiff geboren, von dem sich selbst Kaiser Franz Josef und Bertha von Suttner porträtieren ließen. Seine Vorfahren, auch die seitens seiner Mutter, vererbten Friedrich Schiff nicht nur seine künstlerische Begabung, sondern auch Weltoffenheit und Abenteuerlust. Nach einem sechsjährigen Kunststudium in Wien entschoß er sich 1930 zu einer Reise nach Shanghai, wo sein

Cousin Francis G. Gmehling bereits seit Jahren in der Nanking Road 119 einen Kunst- und Antiquitätenhandel betrieb. Schiff fand sofort Aufnahme in der „Wiener Clique“, und bald rissen sich die Zeitungen in China um seine Karikaturen, Illustrationen und Covergestaltungen. Seine Postkartenserien mit den überschulken „Schiff-Girls“ und die Kunstpostkarten, die das Alltagsleben in China festhielten, verkauften sich gut, ebenso „Maskee. A Shanghai Sketchbook“ mit Texten auf Pidgin-English, benannt nach einem der Nachtclubs, deren Wände er gestaltet hatte (S. 26ff.). Für Ellen Kathleen, später Thorbecke, malte er die Bilder für ihre Bücher über Peking, Hongkong und Shanghai (S. 45ff. und siehe hier den vorderen Umschlag).

Er blieb siebzehn Jahre in Shanghai, reiste mehrmals nach Japan, Peking und Hongkong, immer in Begleitung seines Skizzenbuchs, und machte sich in ganz Ostasien einen Namen. Nach dem „Anschluß“ Österreichs im März 1938 holte er seine Mutter Regina (Gina) Schiff nach Shanghai, die als Schauspielerin vor Emigranten auftrat. Im Frühjahr 1943 blieb er als Alteingewessener von der Zwangsumsiedlung nach Hongkou verschont (S. 43f.)

Die Kapitulation Japans schwemmte bald zahllose amerikanische GIs nach Shanghai, deren Gehabe er in Cartoons persiflierte. Schiff beschloß, zu seiner Schwester nach Buenos Aires zu ziehen. Die Shanghai Daily Tribune überschrieb am 21. Mai 1947 eine Meldung mehrdeutig mit „Schiff Leaving Tomorrow for Argentina“. Dort heiratete er die Österreicherin Elisabeth (Lise) Kämpf und wurde wie in Shanghai rasch ein gesuchter Portrait- und Landschaftsmaler (S. 75). 1954 kehrte die Familie nach Wien zurück, wo Schiff bis zu seinem Tod im Jahre 1968 künstlerisch tätig blieb, der Not gehorchend auch in der Werbebranche. Im Freundeskreis und in seiner Freimaurer-Loge, der er lebenslang angehörte, erinnerte er in Vorträgen und Gesprächen gerne an seine Zeit in China.

In „Das Vermächtnis Friedrich Schiffs“ behandelt der Autor zusammenfassend dessen Oeuvre, Humanismus und Kunstauffassung. Die auf Glanzpapier gedruckte Biographie ist großzügig mit Abbildungen von Zeichnungen und Gemälden ausgestattet. Weitere dreißig farbige Abbildungen mit Motiven aus Ostasien, Südamerika und Europa befinden sich in einem gesonderten Bildteil.

Titus, Felicitas: Old Beijing. Postcards from the Imperial City. Tuttle Publishing, Hardcover with Jacket edition (May 10, 2012), 144 S., ISBN (978-) 0804841856. – US \$ 32,50. Zu beziehen über Amazon.com (bei Vorbestellung reduziert auf US \$ 21,45) oder ab 10. Mai über jede Buchhandlung.

Die Verfasserin wurde in Hankau (heute Teil von

Wuhan) als Tochter des deutschen Kaufmanns F. W. Titus (Firma Fuhrmeister & Co.) und seiner Frau Eva geboren und lebt seit Jahrzehnten in Kalifornien. Im vorliegenden Bildband veröffentlicht sie 350 Postkarten aus ihrer Peking-Sammlung aus den Jahren 1898 bis etwa 1935. – Das Vorwort stammt von Susan Naquin, Professorin der Princeton University.

Laut Felicitas Titus ist ihr Bildband in fünfundzwanzig Kapitel unterteilt, für die sie jeweils Einführungen verfaßt habe. Die Postkarten seien mal vergrößert, mal verkleinert wiedergegeben. Darunter seien viele Aufnahmen von Hartung, die mit zu den besten gehörten. [Hartung's Photo-Shop, das von Max Hartung (1869-1934) 1913 in Peking eröffnete und gemeinsam mit seiner Frau Amalie (1877-1973) geführte deutsche Fotogeschäft befand sich in der Legationstreet 3.] Der Band zeige teils kolorierte Aufnahmen, unter anderem von der Verbotenen Stadt, der kaiserlichen Familie und dem Gesandtschaftsviertel, teils Zeichnungen des Jesuiten Guisepppe Castiglione, die den alten Sommerpalast darstellen. Auch seien Postkarten, die Gemälde des deutschen Malers Carl Wuttke mit Pekinger Szenen aus dem Jahre 1898 zeigten, abgebildet.

Wolf, Helen: Geboren in China. Eine Familiengeschichte in mehreren Welten. 1890-1954. Gosenberg: Ostasien Verlag 2011, Reihe Phönixfeder 7, 299 S., Paperback. ISBN 978-3-423-62500-5. – € 22,80.

„Geboren in China – eine Familiengeschichte in mehreren Welten“ erzählt von einer ungewöhnlichen Familie, die Wurzeln in Deutschland, China und Rußland hat. Die Autorin berichtet unterhaltsam, wie ihr Großvater 1890 nach China kam, dort eine chinesische Frau heiratete und über Aufent-

halte in Hongkong und Shanghai nach Tientsin im Norden Chinas gelangte. Sie nimmt sich dann das Schicksal ihrer Familie vor: von den Krisen der „Warlord“-Zeit, über die japanische Besetzung und die Periode unter dem Hakenkreuz, die Nachkriegszeit unter der amerikanischen Besatzungsmacht und während des Bürgerkriegs ab 1947 bis hin zum Jahr 1954, in welchem das letzte Mitglied ihrer Familie China endgültig verließ.



*Einschulung der
Verfasserin 1941
Ebd., S. 290*

Aber das Buch ist mehr als nur eine Familiengeschichte. Helen Wolf beschreibt sehr lebendig, wie gut sie dort leben konnten, mit Dienerschaft und Vergnügungen, und wie sich der Alltag auch in sehr unruhigen Zeiten abspielte. Dabei ist es der Autorin, die in Tientsin meine Klassenkameradin in der deutschen Schule war, auch gelungen, ein gutes Stück chinesischer Geschichte einzuflechten.

Sie erwähnt auch, wie China damals durch Ausländer ausgebeutet wurde und wie „Eurasier“ von den westlichen Ausländern als nicht ganz vollwertig angesehen wurden, und schildert die damit verbundenen Schwierigkeiten.

Für den, der sich für das China der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts interessiert und erfahren will, wie damals Europäer und besonders Deutsche dort lebten (Stichworte: Bürgerkrieg, japanisch-chinesischer Krieg, Zweiter Weltkrieg, Naturkatastrophen, Krankheiten und Not), ist das Buch hoch empfehlenswert.

Herbert Parker

Vermischtes – Allerlei

A German Merchant Family in Wuhan/China

„Eine deutsche Kaufmannsfamilie in Wuhan/China“ – die Erinnerungen des StuDeO-Mitglieds Martha Strasser an ihre Zeit in China und ihre Wiederbegegnung mit diesem Land – ist übersetzt worden und kann jetzt als englische Buchausgabe über die Verfasserin zum Preis von € 30,00 incl. Porto bezogen werden:

Martha Strasser, Evang. Alten- und Pflegeheim, Gerhart-Hauptmann-Weg 10, 82067 Ebenhausen; Tel. 08178-5208, E-Mail: helgaschubert@t-online.de. Die Verfasserin wurde 1921 als dritte Tochter von Otto und Augusta Klein geb. Sassen in Hankau geboren. In ihren Erinnerungen stellt sie im ersten Teil ihre Familiengeschichte dar und berichtet im

zweiten Teil von ihrem internationalen Einsatz als Fachtherapeutin für Kehlkopflose (Bespprechung siehe StuDeO-INFO April 2010, S. 27-29). Die deutsche Buchausgabe ist leider vergriffen.

Hilke Veth gewinnt Hörspielpreis

Das StuDeO-Mitglied Hilke Veth, in Shanghai geboren als Tochter von Wilhelm und Irmgard Veth geb. Berg, wurde mit dem Hörspielpreis des Monats August und des Jahres 2011 ausgezeichnet. Der Preis gilt ihrer Bearbeitung des Hörspiels „Vier Lehrmeister“ von Liao Yiwu, Erstsendung im Norddeutschen Rundfunk (NDR) am 28. August 2011. Die Jury begründet ihre Entscheidung u.a. damit: „Dynamisch und dennoch sehr ruhig, unaufgeregt,

aber nicht gelassen, ganz auf die Dramatik vertrauend verknüpft er [der Chronist] vier Einzelschicksale mit den Lektionen, die ihm seine vier großen Lehrmeister erteilten. Das sind: der Hunger; die Schande, ausgeschlossen zu sein und zu den Geächteten zu zählen; die Obdachlosigkeit; schließlich das Gefängnis. – ‚Vier Lehrmeister‘ ist ein hartes, überaus konzentriertes, reduziertes, im besten Sinne karges Hörspiel, dessen überlegt eingesetzte künstlerische Mittel dazu verführen, auf jede

Nuance zu achten. Es entwickelt in einem weit gespannten Rhythmus einen ungeheuren Sog – bis man meint, die chinesisch vorgetragenen Gedichte Liao Yiwus unmittelbar zu verstehen.“

Die Lektorin, Redakteurin, Theaterdramaturgin und Autorin Hilke Veth lebt in Hamburg und ist mit dem Reisejournalisten und Fotografen Achim Sperber verheiratet. Der Fotoband „Shanghai. Lucky City. Ein Portrait von Hamburgs Partnerstadt“ (2004) ist in gemeinsamer Arbeit entstanden.

Vereinsnachrichten

◆ Neue Erscheinungsweise der INFO-Hefte

Seit 1995 erschienen drei Ausgaben des StuDeO-INFO im Jahr. Leider läßt sich dieser Rhythmus, wie vorne schon einmal erwähnt, aus vielerlei Gründen nicht mehr aufrechterhalten. Das bedeutet: Das September-Heft wird in diesem Jahr ausfallen, und künftig werden nur noch zwei Hefte im Jahr herauskommen, und zwar im Juni und im Dezember. Vielleicht wird das eine oder das andere dann etwas umfangreicher ausfallen können.

◆ Mitglieder

Herzlich begrüßt seien die drei neuen Mitglieder:

Harm Oltmann (lebt in Qingdao)

Elisabeth Stöhr geb. Johannsen (Sumatra, Java 1932-1948)

Friedrich Weinberger (Kobe 1979-1983)

Wir trauern um unsere jüngst verstorbenen Mitglieder Wolfgang de Beauclair, Ilse Drebing, Wolf Eysoldt, Dietrich Hohmann, Alexander Kast, Ray (Raimund) Skoff und Hinrich Wesselhoeft.

◆ Adressenänderung

Bitte geben Sie – per Adresse Sitara Mittag – immer rasch bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer und/oder Ihre E-Mail-Adresse geändert haben.

◆ Archiv, Bibliothek und Fotothek

Eike Bracklo übergab dem StuDeO dankenswerterweise eine Sammlung von China-Fotos aus dem Besitz eines Bekannten. Es sind sehr schöne von Dr. jur. Fritz Rumpf aufgenommene Bilder zumeist von Landschaften und Straßenszenen. Sie sind einzeln

auf Fotokarton aufgezogen, leider unbeschriftet und dennoch von hohem Nutzen für das Kennenlernen des alten China. Rumpf lebte von 1911 an in China und kam als Verteidiger von Tsingtau in japanische Kriegsgefangenschaft. In den 1920er Jahren war er dann bei der Deutsch-Asiatischen Bank in Shanghai tätig.

StuDeO dankt herzlich allen denen, die die Arbeit des Vereins unterstützen. Stellvertretend seien noch genannt Norbert Bellstedt, Karl-Heinz Ludwig, Ursula Ullmann und Hartmut Walravens.

◆ Recherchen

Immer wieder erreichen StuDeO Such- und Materialanfragen von Mitgliedern und Lesern, aber auch von Fremden über die StuDeO-Homepage.

Die letzten Anfragen galten

Gustav Hofmann: China 1900-1953, zuerst Berufssoldat, dann Mitarbeiter von Telge & Co. Peking, später Betreiber einer Gärtnerei in Tsingtau; sodann

Familie Prinzhorn: Wilhelm Johann Hans Heinrich Prinzhorn, seit 1925 in Niederländisch-Indien (Makassar, Batavia, Koetaradja), Mitarbeiter von Behn, Meyer & Co., ging mit der „van Imhoff“ unter, seine Frau, Antje Prinzhorn, lebte mit

den Kindern Gertrud und Werner von 1941 bis 1947 in Tokyo; schließlich

Oberpfarrer Ludwig Winter (1868-1920): Marinepfarrer, Gouvernementspfarrer in Tsingtau von 1905 bis 1915, kurzzeitig in Shanghai, von Herbst 1915 an in Tientsin (siehe auch unter „Biographien“ in www.tsingtau.org).

Wer zu den Anfragen etwas mitzuteilen weiß, wende sich bitte an Renate Jährling.



Taufe in Peking im Ersten Weltkrieg
(Oberpfarrer Winter 2. v. links)
Wer kann noch jemand erkennen?

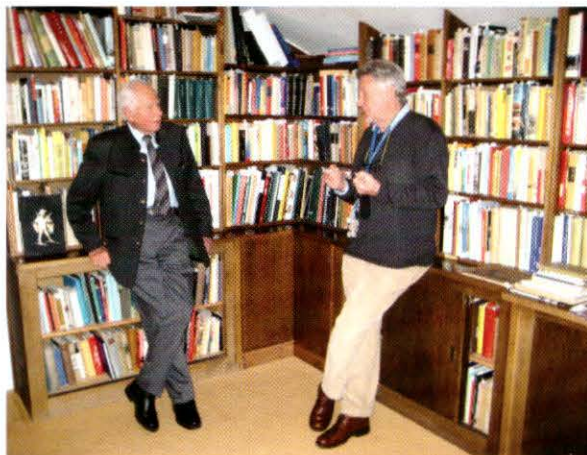
◆ Beitragszahlungen

Die jährlichen Mitgliedsbeiträge von € 20 bzw. bei Ehepaaren von € 27 sind bekanntlich jeweils im ersten Quartal des laufenden Jahres fällig. StuDeO bittet alle Mitglieder, die ihren Beitrag für 2012 noch nicht entrichtet haben, dies möglichst bald zu tun (Kontodaten in Deutschland bzw. Adresse in den USA siehe S. 2, linke Spalte).

◆ Feier im Wolfgang Müller-Haus

Wie im Dezember-Heft erwähnt, wäre Pastor Müller am 10. Dezember 2011 100 Jahre alt geworden. Das haben StuDeO-Mitglieder aus München und Umgebung zum Anlaß genommen, mit einer Kaffeetafel im Wolfgang Müller-Haus in Kreuth des Jubiläums zu gedenken. Um den mit dem zarten japanischen Geschirr aus dem Nachlaß von Pastor Fritz Maass (1910-2005, Shanghai 1940-1947) gedeckten Kaffeetisch saßen dreizehn Erwachsene und an einem Nebentisch die Kinder Sarah und Sinna, ganz ins Spiel vertieft.

Die Gelegenheit wurde genutzt, um das Haus, die StuDeO-Bibliothek und das Archiv kennenzulernen bzw. sich die Veränderungen zeigen zu lassen.



*Pfr. Herwig Herr (links) und Rainer Bruchmann
in der StuDeO-Bibliothek*

Inhalt

Basisinformation zu StuDeO	2
Peter Janocha: Schwieriger Beginn in der Fremde. Norddeutsche Kaufleute erschließen den japanischen Markt. 3. Teil	3
Walter Bornhorst: Die Wege nach Urga. Geschäftsreisen in der Mongolei	7
Richard Ernst: Der Firma C. Illies & Co. in Japan attachiert	10
Walter Kertscher: Aus dem Tagebuch der Internierung 3. Teil: Abtransport aus dem Lager Kuta Tjané mit unbekanntem Ziel	13
Albert Vehring: Der Untergang der „van Imhoff“-Katastrophe vor nunmehr 70 Jahren. Der Augenzeugenbericht eines Überlebenden	17
Dirk Bornhorst: Jugenderinnerungen aus Japan (1941-1944) und China (1944-1947) 3. Teil: In Nordchina bis Kriegsende	21
Lore Bürgermeister: Teufelchen aus dem Westen 3. Teil: Schülerin der Kaiser-Wilhelm-Schule in Shanghai (1943-1944)	26
Irma Dagmar Mayer: Die Nachkriegszeit in Shanghai	30
Renate Jährling: Besprechung der Publikation von Susanne Hornfeck: Torte mit Stäbchen. Eine Jugend in Schanghai	35
Gisela Kallina: Besprechung der Publikation von Hans Georg Prager: Tsingtau/Qingdao: Deutsches Erbe in China	36
Buchempfehlungen	38
Vermischtes: Allerlei	41
Vereinsnachrichten	42

StuDeO „Ostasien-Runde“ Hamburg

Sonnabend, 27. Oktober 2012
um 12.00 Uhr im

Restaurant „NI – HAO“
Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldung jeweils bis spätestens
eine Woche vorher bei:
Peter Cortum

StuDeO-Runde Leonberg

Samstag, 21. Juli 2012
um 13.00 Uhr im

Restaurant „Golden Town“

Anmeldung bitte richten an:
Carl Friedrich, Leonberg

StuDeO-Runde München

Samstag, 21. April 2012
und

Samstag, 10. November 2012
um 12 Uhr im

China-Restaurant CANTON
Theresienstr. 49 – erreichbar mit U2

Anmeldungen bitte richten an:
Marianne Jährling
Renate Jährling

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen laden ringsum zum Wandern ein, und für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, liegt der Tegernsee und hinter der nahen Grenze zu Österreich der Achensee. Andererseits bieten zahlreiche Gesellschaftsspiele im Haus sicherlich willkommene Möglichkeiten zur Muße.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, Küche mit Geschirrspülmaschine, Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV und Radio –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden um Mitnahme eigener Bettwäsche gebeten. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa 10 Minuten leicht bergauf.

Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Renate Jährling



Blick von der Wiese auf das Haus



Auf dem Weg nach Kreuth